

Pfau,

Mittelalt. Wall- u.
Grabenanlagen

1924

H. Sax. H
1735^m

**Die mittelalterlichen
Wall- und Grabenanlagen der
weiteren Rochlitzer Gegend.**

Sonderabzug aus dem „Rochlitzer Tageblatt“
1923/24.

Von
Studienrat Prof. Dr. W. C. Pfau.



Rochlitz i. Sa., 1924.
Ernst Vetter.

William Clemens



1924 IV 1009



Die ältesten Bauten unserer Gegend bilden Wall- und Grabenanlagen, die sich bei verschiedenen Dörfern (Poppitz, Biesern, Röttern, Fischheim usw.) erhalten haben. Leider wurden diese ehrwürdigen Werke von der älteren ortsgeschichtlichen Forschung gar nicht beachtet, obschon dazu Anlaß genug vorhanden gewesen wäre, denn die Stadtchroniken des 17., 18. Jahrhunderts unserer Pflege handeln recht eingehend, freilich oft auch ziemlich phantastisch, von der vordeutschen Bevölkerung unseres Landes. Weder die Mittweidaer Chronik von Hermann (1698), noch die Rochlitzer von Heine (1719), noch die Reisnig—Goldiger von Ramprad (1753) sagt von unseren Wällen ein Wort. Etwas mehr Aufmerksamkeit schenkten die damaligen allgemeinen Landesgeschichtlichen Forschungen einigen dieser Denkmäler, da sie letztere, allerdings in wenig kritischer Weise, zu den Standorten verschiedener Burgen oder Burgwardsvororte, die in Urkunden oder ältesten chronistischen Werken, zumal in der Chronik des 1018 verstorbenen Bischofs Thietmar von Merseburg, genannt werden, stempeln wollten. Zur weiteren Verbreitung solcher Ansichten im Volk mochte das im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts erschienene „Staats-Post- und Zeitungs-Lexikon von Sachsen“ von Schumann, welches oft geschichtliche falsche Angaben bringt, wesentlich beitragen. Es berichtet z. B. 1816 über Geringswalde: „In dem nahen Fürstenwald bemerkt man auf einem Berge Spuren der alten Burgwarte Rochlinti, welche Dittmar schon im Jahr 1081 (!) erwähnt, die von dem Burgwart Rochelenz wohl unterschieden werden muß“. Ein anderer Band dieses Lexikons gibt 1822 an, daß das Raubschloß in Ringethal von manchen als Rochlinti angesehen würde, doch würde diese Stelle (eine Wallanlage) auch für den Standort der Gottesburg und der Burg Grunado (Gozne) gehalten. Im Ringwall zu Lastau hätte höchstwahrscheinlich die Burg Titibuzi gestanden. Es wird später auf diese Vertlichkeiten zurückzukommen sein. Von einer wissenschaftlichen Untersuchung der Ringwälle in unserer Gegend vor 100 Jahren verlautet nichts, wohl

aber brachte es die damalige romantische Geschmacksrichtung mit sich, daß einzelne Wälle, Gräben wie zu Wechselburg, Ringethal mit Einbauten bedacht wurden, welche wohl die alten Anlagen stimmungsvoller wirken lassen wollten, ihnen aber den Denkmalswert stark verringerten. Solche Vornahmen weckten oder belebten jedoch keinen örtlichen Forschungseifer. Die Chronik der Stadt Rochlitz und Umgegend von Bode, die 1865 herauskam, überging die ganze Wallangelegenheit abermals mit Stillschweigen, und so blieb es dem Rochlitzer Geschichtsverein vorbehalten, sich ihrer anzunehmen.

Auf Grund einer mehrjährigen Untersuchung besprach ich bereits 1900 in meinen „Topographischen Forschungen über die ältesten Siedlungen der Rochlitzer Pflege“ mehrere Wallanlagen mit. Seit dieser Zeit habe ich die einschlägigen Forschungen weiter ausgedehnt und vertieft, noch andere Wälle untersucht, bin gelegentlich auch in neueren Studien auf die Wallangelegenheit zurückgekommen, z. B. 1905 in der „Geschichte der Töpferei in der Rochlitzer Gegend“ (S. 32 ff. 43 ff., 60 ff.), 1909 in meinem „Grundriß der Chronik über das Kloster Zschillen“ (S. 18 ff., 404 ff.), 1913 in der Monographie „Die Wallanlagen zu Ziegra und Kriebstein“ und 1921 in dem Aufsatz „Zur Gebrauchsgeschichte von Mineralien in der Rochlitzer Gegend“ (S. 18 ff.). Daß ich im Laufe der letzten 20 Jahre viel neue einschlägige Funde und Entdeckungen machte, ist wohl ziemlich selbstverständlich, und so kommt es, daß die Darlegungen in meinen Topographischen Forschungen von 1900 manche Berichtigungen und viele Nachträge, Erweiterungen erfordern. Im Folgenden soll deshalb die Wallangelegenheit unserer Pflege eine zusammenfassende Darstellung, wie ich sie bisher nicht gegeben habe, finden; ich bespreche darin auch Wälle und Grabenanlagen eingehend, die ich früher überhaupt nicht, oder nur oberflächlich beschrieben habe.

In meiner ersten Studie war ich schon 1900 ganz selbständig zu der Ansicht gekommen, daß solche Anlagen in unserer Pflege ehemals vorwiegend als Kultstätten gedient haben müssen; die Arbeit von R. Behla über die Rundwälle in Deutschland (1888), welche dieselbe Anschauung vertritt, kannte ich damals noch nicht. Die Erörterung der Frage, welchem Zweck die in Rochlitz stehenden Denkmäler gedient haben, ist von höchster Bedeutung; sehr oft findet man in der geschichtlichen Literatur eine früheste deutsche Burg, deren Lage nicht nachweisbar war, in einen Ringwall versetzt, ohne daß angegeben wird, daß derselbe nach Aufschluß der Funde usw. auch wirklich eine solche

Feste umfaßt haben kann. Die Burg, welche einem urkundlich oder chronistisch genannten Burgward den Namen gab, war sicher längere Zeit bewohnt, weshalb der Ringwall, in dem sie gestanden haben sollte, zweifellos zahlreiche, mit deutschem Burgenleben in Verbindung stehende Funde usw. in seinem Boden überliefern müßte. Hinsichtlich der Wallanlagen stehen sich zwei Ansichten gegenüber: Nach der einen waren sie die Stätten von Burgen, nach der anderen dienten sie zu Kultverrichtungen, zu Gemeindeversammlungen, hatten also in erster Linie eine friedliche Bedeutung. Zweifellos kann solch ein Bau eine Burg, ein anderer eine Kultstätte gewesen sein. Ein jeder muß aber für sich erst untersucht werden; man darf nicht ohne weiteres verallgemeinern, darf nicht alle als Befestigungen oder alle als Kultstätten ausgeben.

Den ursprünglichen Zweck einer derartigen Anlage lediglich oder hauptsächlich auf Grund einer Betrachtung ihres Aussehens, ihrer Lage auf einem Berg, ihres jetzigen Namens erschließen zu wollen, ist unwissenschaftlich, wie später noch eingehend nachgewiesen werden wird. Man muß auch ortsgeschichtliche und philologische Forschungen anstellen, Sagen zu Räte ziehen und das Bodeninnere möglichst durch Nachgrabungen untersuchen. Die einschlägigen Arbeiten erfordern viel Zeit und Ausdauer. Manche Sagen, die sich ehemals an die genannten Denkmäler knüpften, mögen Verflungen sein, andere erfährt der Forscher vom ungeschulten Mann, der gewöhnlich wegen der einschlägigen Auskünfte in Frage kommt, nicht, da letzterer meist nur wenig oder gar kein Verständnis für die Wichtigkeit des Sagengutes zeigt und sich in dieser Sache sehr mißtrauisch verhält. Sagen zu sammeln erheischt viel Eifer, aber auch gründliche Personenkenntnis, denn ohne diese kann es vorkommen, daß ein Forscher eine Wallage als richtig hinnimmt, die sein Gewährsmann nur erfunden hat. Daß Nachgrabungen lediglich in begrenztem Maße veranstaltet werden können, ist selbstverständlich; die Bornahme völliger Durchgrabung z. B. aller Wallanlagen der Rochliger Gegend würde ein Menschenalter erfordern, ganz abgesehen davon, daß sie wegen des Baumbestandes, wegen der Kosten unangängig erscheint. Ueberdies ist selbst im Bodeninnern durch Stockrodungen u. dgl. schon früher im Laufe der Jahrhunderte manche Veränderung vorgekommen; ursprünglich zusammengehörige Gegenstände sind mitunter auseinandergerissen, Feuerstellen zerstört usw. Jede Nachgrabung, jede Walldurchstechung bedeutet außerdem eine weitere Beeinträchtigung oder Vernichtung des ehrwürdigen Denkmals, weshalb die

einschlägigen Arbeiten nicht bis zum Uebermaß ausgedehnt werden möchten; es muß zunächst genügen, in allen Teilen einer solchen Anlage kleinere, aber wissenschaftliche Grabungen vorzunehmen.

Die Wälle verschiedener Gegenden zeigen oft sehr von einander abweichende Eigenart, wie z. B. in der Rochlitzer Pflanzung sich von den Schlackenwällen, die in der Gegend auftreten, keine Spur nachweisen läßt. Daraus könnte man schon mutmaßen, daß nicht alle Wälle des Landes gleichen Zweck gehabt haben können. Im Folgenden seien nun die einzelnen Wallbauten u. dgl. in unserer Gegend, zumal diejenigen, welche als Burgen oder Kultstätten angesprochen werden könnten, eingehend beschrieben; an diese Darstellung soll sich dann die Erörterung ihres wahrscheinlichen Zweckes anschließen.

Für die Forschung über vordenisches Leben dürfte eine Wall- und Grabenanlage im Rochlitzer Wald von wenig oder gar keiner Bedeutung sein, da sie wohl den Rest eines alten Wildfanges oder Wildgartens darstellt. Sie fängt im Forst auf der Höhe am Ausgang des Weges an, der von der hinteren Schloßbrücke bei der ehemaligen Bohrmühle (jetzt Härtwigs Villa) bis an die Peniger Straße geht und zieht sich dann hart am Graben der letzteren hin bis zum Fußweg, der von der Muldenaue herauf nach der Peniger Straße führt. Die ganze Anlage bestand aus 2 (oder 3?) Zügen mit Graben, wovon aber nur einer leidlich erhalten ist; er besitzt eine Länge von annähernd 240 m, scheint aber in seinem nördlichen Teil durch einen leichten Einschnitt unterbrochen. Die Höhe ist verschieden; von der tiefsten Grabensohle bis zum Ramm beträgt sie auf der Muldenseite 5 m. Der Wall verläuft bemerkenswerterweise vollständig gradlinig und wagrecht, der Graben hat fast gar kein Gefälle, kann demnach nicht auf natürliche Weise, durch fließendes Wasser, gebildet sein; an verschiedenen Stellen, z. B. am Südbende, läßt sich erkennen, daß die Anlage künstlich geschaffen wurde. Die anliegenden Abhänge nach der Muldenseite zu sind durch eine Stufe über das benachbarte Land erhöht; möglicherweise stand auf diesem Absatz ursprünglich ein Zaun, Gebüsch. Besonders bei Reif oder Schnee tritt die Stufe scharf hervor. Eine Sage, die sich an diese Anlage knüpfte, habe ich nicht erfahren, auch nie dort einen Fund (Scherben od. dgl.) gemacht, obschon ich seit etwa 40 Jahren den Boden bei Baumentwurzungen, Stockrodungen, Abhacken der Wegböschungen untersuchte.

Grabungen habe ich in diesem Gebiet nicht vorgenommen. Wahrscheinlich hat man früher die Wälle auch als Schanzen angesehen, wenigstens führt das Quatemberkataster von 1782 im Ratsarchiv die Bohmühle am „Schanzen-berge“ an. Diese Flurbezeichnung habe ich aber in den Büchern des Amtes, dem doch der Wald unterstand, nie gefunden; hier heißt der Forstteil stets, schon jahrhundertlang, „die Forsterei“. Wenn die Anlage als Wildfang, Wildgarten anzusprechen ist, so mag noch erwähnt sein, daß nach dem Erbbuch des Rochliger Amtes von 1548 auf dem Rochliger Wald ein Wolfszaun bestand, zu dem Carsdorf, das auch für den Amtswald die Arbeiter zu den Wolfs- und Schweinejagden zu stellen hatte, fronen mußte. Wildfänge im Rochliger Gau lassen sich sehr frühzeitig nachweisen. Thietmar von Merseburg berichtet in seiner Chronik, daß er 1018 in Rochlitz geweilt hätte, weil ihm auf seinem Eigentum im dortigen Burgward Markgraf Hermann widerrechtlich Wildfänge angelegt hatte. —

Eine gewisse Ähnlichkeit in mancher Beziehung weist mit dieser Anlage des Rochliger Waldes eine andere im Schwarzgrund oder Schwarzgraben, einem Mußscherodaer Holz nördlich des Kommunikationsweges Wechselburg — Mußscheroda, auf. Sie besteht aus mehreren Zügen, die parallel laufen und etwas gekrümmt erscheinen. Da sie den Bergabhang, nach der Muldensseite zu, begleiten, so ist nicht ausgeschlossen, daß sie vom Wasser vorgezeichnet wurden; aber zweifellos sind auch sie mindestens zum guten Teil künstlich. Im Durchschnitt mögen sie eine Höhe von annähernd 3 m haben. Da die Dämme etwas zusammengefallen, abgeschwemmt sind, ist anzunehmen, daß die Gräben auf der Sohle ursprünglich breiter waren. Von einer Sage, die sich auf diese Anlage bezöge, habe ich nichts gehört, auch dort nie einen Fund gemacht. Als die Wälle 1899 teilweise abgeholzt waren, wurden sie photographiert.

Sie erinnern an alte Schluchtenstraßen, von denen sich in unserer Gegend verschiedene in Gehölzen vorfinden und die wohl noch aus urgeschichtlicher Zeit stammen, z. B. am Riefernberg — Stöbnig, in der Sälse am östlichen Vogel-
fang — Seelig, hinter dem Rochliger Schloß am Schloßberg südlich der Peniger Straße, besonders am Fürstenweg (Goldiger Straße) nördlich vom Doberener Loch. Hier sind mehrere Erdzüge mit begleitenden Gräben vorhanden. Der Fürstenweg ward 1588 unter Kurfürst Christian I. gebaut; damals kamen die dortigen Hohlwege sicher in Wegfall. Die Schluchtenwege wurden später durchgängig

aufgegeben, weil in ihnen das Wasser immer zusammenlief, Böschungen einfielen, sich oft Schneewehen anhäuferten und der Verkehr dadurch stark beeinträchtigt ward. Letzterer wurde regelmäßig auf höher gelegene, daneben neu geschaffene Wege verlegt.

Der Ragenstein im Rochlitzer Wald.

Diese Felsenkuppe bildet von unserem Staatsforst am Sörnziger Muldenweg den Grenzpunkt; das dortige Bächlein trennt die Ortsflur Sörnzig vom Staatswald. In Oberreits Landesatlas,^{*)} welcher den Felsennamen nicht angibt, heißt der Bach „Ragenbach“. Die dem Gewässerchen benachbarten Flurteile von Sörnzig und vom Staatswald nennen sich Abscher.

Der Ragenstein zeigt nicht mehr ganz seine ursprüngliche Form, da er auf der Mulden- und Bachseite abgebrochen ist. Ursprünglich fiel er offensichtlich gleichmäßig nach der Mulde ab, ist aber hier, vermutlich schon im Mittelalter, abgehauen worden, um Raum für den Sörnziger Kirchweg zu erlangen. Nach der Amtsrechnung von 1595 brach man damals „am Ragenstein“ Steine, welche zum Wehrbau der Rochlitzer Amtsmühle Verwendung fanden; in dem betreffenden Eintrag konnte ich den Namen Ragenstein zum erstenmal belegen. Als um 1877 das Wehr der Rochlitzer Mühle neu errichtet wurde, holte man ebenfalls Steine am Ragenstein und zwar an seiner Bachseite. Auf den anderen Seiten hat er sein ursprüngliches Aussehen bewahrt; der felsige Kern ist hier mit Schieferschutt bedeckt, in welche 2 Stufen eingearbeitet sind, die aber sicher nie die ganze Kuppe umgaben, sondern nur je einen Dreittelkreis bilden und sich tot laufen. Auf dieser Seite ist die Kuppe etwa 8 m hoch, jede Stufe weist eine Breite von 2 m auf. Die unterste ragt nur wenig über eine Vertiefung, die wohl in der Hauptsache von Tageswasser gebildet wurde; die zweite Stufe erhebt sich in einem senkrechten Abstand von annähernd 3 m über der ersten. Die Kuppe hat jetzt oben eine Länge von etwa 15 m, ist aber bedeutend schmaler; viel größer dürfte sie früher kaum gewesen sein. Auf ihr liegt der ganz unregelmäßig geformte Felsen, der mit Holz bestanden ist, überall zu Tage, doch waren die Unebenheiten ehemals wohl teilweise mit Lehm ausgeglichen. Von letzterem erhielten sich ziemliche Reste in einigen Felsenspalten.

^{*)} Die Karten dieses Werkes beruhen auf der ersten, 1780 beginnenden Triangulation Sachsens und wurden 1821—1860 in Kupfer gestochen.

Diese Lehmbrocken, stark mit feinen Röhrchen, die anfangs zweifellos mit Grasshalmen, dünnen Zweigen u. dgl. gefüllt waren, durchzogen, sind durch Feuer ziemlich hart gebrannt und zeigen rote, braune oder schwärzliche Färbung. An Scherben fanden sich bei der Untersuchung an der Kuppe nur wenige kargliche Stücke, die der ältesten deutschen Zeit zugesprochen werden müssen. Die Gefäße sind mit Drehscheibe hergestellt und haben graue, bläulich-schwarze Färbung; ein sehr dünnwandiges Stück zeigt eine eingedrückte Narbenverzierung.

Sagen. Auf dem Ragenstein sollen vor allem zu mittlernächtiger Stunde Lichter erscheinen, auch soll alle hundert Jahre eine weiße Frau dort umgehen. Auf dem Wege daneben soll schließlich ein Mann in alter Tracht spuken.

Der an dem Ragenstein anliegende Berg heißt in den alten Akten „der hohe Berg“. Hier hat vielleicht im Mittelalter ein Gehöft gestanden. Als 1901/02 dort gerodet und ein Pflanzgarten angelegt wurde, ergab der Boden mehrfach deutschmittelalterliche Scherben. Möglicherweise hängt mit diesem Anwesen der Name „Hoffestöckigt“ zusammen, der in Bauauftragsakten 1722 vorkommt und allem Anschein nach ein Waldstück auf oder beim Hohen Berg bezeichnete.

Die Wallanlage bei Poppitz im Holz, jetzt Keffeling, Kieseling oder Hoffstatt genannt.

Der Dorfname wird dialektisch Babs gesprochen; im Aktenstück über die Vererbung der Rochlitzer Pfarrgüter 1570 ist er Pappewicz geschrieben. In einer Stiftungsurkunde Friedrichs und Wilhelms von 1408, worin der Poppitzer Langgrund und ein Acker dem Marienaltar der Kunigundenkirche vermacht werden, heißt der Ort auch Pappewicz. Im Rochlitzer Erbbuch des Amtes um 1548 findet sich die Form Poppiez. Der Name soll bedeuten Dorf der Priester, Pfaffen, Popen.

Der Wall befindet sich auf einer oben fast wagerecht verlaufenden, spigen, bewaldeten, felsigen Bergzunge, deren Abhänge ziemlich steil sind. Sie bildet den Ausläufer einer breiten Bodenschwellung, die von Westen (Straßenseite) kommt und im Süden und Westen weite, nur wenig geneigte Felder mit gutem Boden umfaßt. Vor dem Wall, auf der Höhe des Rückens, liegt ein eingegangener Steinbruch mit aufgegebenem Fahrweg, der von der Straße herkommt und vermutlich die älteste Verkehrsader nach dem Wall darstellt.

Auf der Nordseite, nach dem Tal, dem „Doberenzler Loch“ zu, werden von der Stadt noch jetzt große Steinbrüche, die wohl schon vor Jahrhunderten angelegt worden sind, bewirtschaftet. Nach dem Rochlitzer Quatemberkataster von 1782 gehörte damals ein dortiger Bruch dem Poppitzer Bauer Frenzel. Als 1588 hier in der Nähe die Goldiger Straße gebaut ward, arbeiteten täglich 2 Steinbrecher und 8 Hofarbeiter daran. An die Köseling Aue, d. h. das Doberenzler Loch, kam ein Schlag, der 1589 ein Schloß erhielt. Es ist doch wohl anzunehmen, daß man die nötigen Steine und den Schutt dem Kießling entnahm. Mit der Beschaffenheit des Berges und mit der Form der Brüche erklärt die jetzige Volksetymologie die Namen Kießling (von Kiesel) und Kieseling (von Kiesel), obschon sie zurückgehen auf den Namen eines ehemaligen Vorwerks, das in der oben genannten Urkunde von 1408 Koselich hieß. In einem Brief des Rochlitzer Vogtes von 1460 wird es „der Koselich“ genannt. Daneben findet sich die Form Koselitz. Herzog Georg tauschte 1520 verschiedene Einkünfte und Befigungen, darunter die Fluren des Vorwerks Koselitz, dessen Gebäude er zurückbehielt, gegen das Rochlitzer Ratsdorf Beedeln um. Das Rochlitzer Amtserbbuch von 1548 nennt die Vorwerksflur das Kieselicht. In den alten Stadtrechnungen usw. schwankt der betreffende Name ständig: Feld in der Kößlich Aue, 1587; Kieselingau, 1605; Köselinger Aue, 1647; der Kießling, 1656. Die einschlägigen Benennungen bezogen sich ehemals auf die verschiedensten Liegenschaften (Hölzer, Wiesen, Felder). Gleiches gilt von dem Ausdruck „Hofstadt“. Nach dem Quatemberkataster von 1782 im Ratsarchiv hatten die Gebäude des Vorwerks auf den nach Doberenz zu gelegenen Grundstücken 415, 416, 417, die Feld, wenig Wiese und Holz umfaßten, gestanden. Jedes einzelne dieser Stücke hieß „Hofstadt“, welchen Namen auch 418 führte. Die Gesamtflur des früheren Vorwerks nennt das Quatemberbuch Hasericht. Holzbestand trugen damals dort noch viele jetzige Aecker. Auf der Stelle des Holzes, in dem der Wall ragt, ist sicher nie Feld oder Wiese gewesen, auch hat dort kein Vorwerk bestanden. Bau- und Brandschutt, Grundmauern, Steine mit Mörtelbelag usw. finden sich hier nicht vor. Unsere Rittergüter in der weiteren Pflege sind alle so angelegt, daß ihre Insassen, die milites agrarii, das angrenzende Gelände leicht bewirtschaften konnten; dazu gehörte vor allem eine bequeme Durchfahrt durch das Gehöft und eine Wasseranlage, Einzelheiten, wozu sich auf dem felsigen Zug, der jetzt allein den Namen des ehemaligen

Vorwerks erhalten hat, keine Vorbedingungen vorfanden. Bei der Aufteilung der Roseliger Flur kamen sicher auch Liegenschaften an Poppitz, dessen Grenze hier deshalb eine Umgestaltung erfuhr; sie hat jetzt eine auffallend gekünstelte Gestalt, bildet allerlei merkwürdige bedeutende Zacken, Einschnitte, Vorsprünge. Der Hauptteil der Roseliger Flur verblieb der Stadt Rochlitz.

Das ganze holzbestandene Gelände, in welchem der Wall ragt, ist von der Straße ab gerechnet ungefähr 230 m lang. Der Wall liegt im östlichen Teil, etwa 150 m von der Straße entfernt, ist auf der Straßenseite ungefähr 5 m hoch, erscheint aber auf der Muldenseite stattlicher, da man hier augenscheinlich in der Hauptsache das Aufschüttungsmaterial vom Boden genommen hat, wodurch der Bergkamm gedrückt worden ist. Zwischen ihm und dem Fluß zieht sich jetzt Wiesengelände hin; ob dieses Gebiet vor tausend Jahren schon vorhanden war, kann fraglich erscheinen, da die Mulde noch jetzt in unserer Gegend gelegentlich streckenweise Schwemmland ansetzt, das bald verraast, wie z. B. über der Reitbahn. Der Wall erscheint mehr als Spitzwall mit einem west-östlichen Durchschnitt an der Basis von etwa 16 m. Er mag ursprünglich etwas höher gewesen sein als jetzt; die Spitze, jetzt annähernd 2 Quadratmeter messend, dürfte im Laufe der Jahrhunderte teilweise zusammengefallen und abgerutscht sein. An den Kern des Spitzwalles setzen sich unbedeutende seitliche Wallverlängerungen an, die auf den abschüssigen Abhängen südlich und nördlich verlaufen und mehr den Eindruck erwecken, als wenn sie in der Hauptsache bei Errichtung des Spitzwalles durch Herabfallen der Geröllmassen entstanden wären. Der Berggrücken ist hinter dem Wall, nach der Mulde zu, durch einen außer Betrieb gesetzten Steinbruch zum größten Teil zerstört; diese Bergzunge vom Wall bis zum Ostende mißt etwa 60 m. Eine Untersuchung der Wallspitze ergab keinen Fund. Vor dem Wallholz südlich zieht sich längst des Feldes eine Stufe ungefähr von der Straße bis zum ehemaligen Steinbruch vor dem Wall hin; sie ist abgeschrägt und gegen 1 m hoch. Zwischen ihr und dem Gehölz ist der wohl durch Auffüllung geebnete Boden mit Obstbäumen besetzt; er bildet einen schmalen Streifen Wiese. Als die Bäume gepflanzt wurden, kamen aus dem Grund einige wendische Scherben zum Vorschein; solche Bruchstücke ergab auch die Untersuchung des anstoßenden Ackers. Ob die Abtreppung ursprünglich zur Wallanlage gehörte oder etwa durch die Niederackerung des Feldes entstanden ist, läßt sich nicht sagen.

In dem Wallholz des Reflings habe ich jahrelang gegraben; von allen Wallanlagen der weiteren Gegend dürfte es diejenige sein, die in alter Zeit am längsten und stärksten, bis gegen Ausgang des Mittelalters benutzt worden ist. Die gemachten Funde lagen in ganz verschiedener Tiefe, mitunter fast unmittelbar unter dem Rasen, zuweilen bis in eine Tiefe von über 1 m. Das hängt zweifellos mit der ursprünglichen Beschaffenheit der felsigen Oberfläche ab, die allerlei Buckel und Einschnitte oder Senkungen aufwies, später aber bei den dort vorgenommenen Handlungen mit Erde, Schutt und Geröll überworfen ward, so daß sich die Vertiefungen füllten. Die ältesten Funde, vor allem zahlreiche Kernstücke und Feuersteinspäne, teilweise gedengelt und retuschiert, welche Dinge außerdem zuweilen noch im Feuer weiß geglüht sind, sowie altwendische grobe Scherben, ergaben sich mehr im östlichen Teil, nach dem Wall zu, ließen dann, etwa um die Mitte des Holzes, allmählich nach und hörten im westlichen Teil ganz auf. Hier traten aber Massen von Gefäßtrümmern aus deutscher Zeit auf, die im östlichen Gebiet nur vereinzelt vorkamen; der westliche Teil, ungefähr von der Mitte des Holzes ab, war mit Scherben förmlich durchspickt. An der Straße ist das Gelände durch Brucharbeit verändert.

Feuerstellen im Innern des Bodens ließen sich nur in geringer Anzahl nachweisen, auch hatten fast alle einen ganz bescheidenen Umfang. Mitunter kennzeichneten sie sich bloß durch den geschwärzten Boden, auf dem einzelne Scherben lagen. Asche kam sehr wenig vor, auch fand sich Holzkohle lediglich in ganz vereinzelt, geringfügigen Stückchen. An der Ostseite des westlichen großen Steinbruchs war um 1900 eine schwarze Bodenschicht durch Abräumarbeit angeschnitten worden. Diese Lage hatte sich offenbar dadurch gebildet, daß aschehaltige Erde von der Höhe in einem schmalen Streifen an dem Abhang durch Wasser hinunter geschwemmt worden war; sie zeigte sich oben etwa $\frac{1}{2}$ m stark, wurde nach unten immer seichter, bis sie ganz aufhörte, und enthielt viel Scherben, vor allem wendische, und einzelne kleine angeglühte Steine. An den verschiedenen Brandstellen des Bergrückens waren unbedeutende Behmstückchen zuweilen durch das Feuer rötlich gefärbt; große gebrannte Behmstücke, die als Reste von Hüttenbewurf aufzufassen wären, traten nirgends auf. An einigen Feueranlagen waren zwei bis vier größere z. T. geschwärzte Steine zusammengestellt, wahrscheinlich um die Flamme gegen Wind zu schützen; andere dieser Stellen lagen in einer ganz seichten

Vertiefung. Alle die kleinen Brandstellen erweckten den Eindruck, als wenn sie je nur ein einziges Mal benutzt worden wären. Die vorhandene Asche bildete hier regelmäßig eine äußerst dünne Schicht, die mehr wie ein Hauch wirkte. Sie enthielt regelmäßig nur wenig Scherben, die aber von verschiedenen Gefäßen herrührten; da diese Trümmer meist groß und hauchig waren, müßten sie zertreten oder weiter zerbrochen worden sein, falls eine solche Feuerstelle ferner benutzt worden wäre. Mitunter kam es vor, daß zusammengehörige Scherben bei einer Brandstelle in sehr verschiedenen Tiefen lagen. Augenscheinlich sind sie nach dem Gebrauch der Feuerstätte dort absichtlich zusammengeworfen worden, wobei man letztere mit Erde und Schutt bedeckte; diese Gefäßtrümmer waren oft wendischer Art. An verschiedenen der kleineren Brandstellen, von denen sich keine auf der Erdoberfläche durch eine Erhöhung andeutete, kamen gelegentliche Einzelfunde vor, die nicht mit dem Zweck der Feueranlage zusammenhängen und mehr von Spielereien herühren. So fand ich einmal an einer solchen Stelle ein kreisrundes, durchlochstes Schieferstückchen in der Größe einer Silbermark, an einer anderen ein hübsches, rundliches Stück von Wandachat, an einer anderen einen Spinnwirtel, an einer anderen ein schlingenartiges Stück von vergrünspantem Draht eines zerbrochenen Gegenstandes, bei einer weiteren eine Eisenschlacke.

Die weitaus bedeutendste Brandstelle, die sich auch schon von außen als ein Buckel von ihrer Umgebung abhob, lag im westlichen Viertel des beschriebenen Gehölzes. Sie wurde gebildet durch einen inneren steinernen Aufbau, der eine kleine felsige, natürliche Erhöhung umgab und aus zum guten Teil von auswärts bezogenen größeren Steinen bestand. Dieser ziemlich kreisrunde Kern von etwa 2 m Durchmesser war mit gestampftem Lehm bekleidet, dessen Schicht an verschiedenen Stellen um die Mitte herum nicht gleiche Stärke aufwies, da dieselbe zwischen etwa $\frac{1}{3}$ — $\frac{8}{4}$ m schwankte. Die Lehm-lage griff etwas über den Steinkern hinaus und besaß einen Durchmesser von annähernd 3 m; nach den Rändern zu neigte sie sich und saß auf der Verwitterungsschicht der felsigen Umgebung auf. Die Lehmkruste erinnerte an einen Tennenbelag; sie war im Feuer rot gebrannt und zwar oben, wo der Lehm wie verziegelt erschien, mehr als unten, wo er noch ziemliche Weichheit zeigte, wenschon er auch hier rötliche Farbe angenommen hatte. Die ganze Anlage lief auf der Nordseite in einen angebauten viereckigen Behälter aus, dessen Sohle ungefähr $\frac{5}{4}$ m unter

der jetzigen Erdoberfläche lag und teilweise in den verwitterten Felsenrund des natürlichen Bodens eingearbeitet war. An seiner äußeren Umfassung war dieser Hohlraum etwa 120 cm lang, 90 cm breit, 40 cm hoch; da seine Seitenwände aber in einer ungefähr 30 cm starken Steinfütterung, die außen mit gebranntem Stampflehm umgeben war, bestanden, so blieb nur ein enger freier Raum im Innern ursprünglich übrig. Aber dieser anfängliche Hohlraum war auch nicht mehr leer, sondern ausgefüllt mit fest hineingepreßtem Lehm, der in der Mitte ein wagerecht umgelegtes, leeres, gradzylindrisches, 18 cm hohes, außen 10 cm breites, unverziertes, graues, mit Drehscheibe hergestelltes Gefäß umschloß und ebenfalls durch Feuer rot gebrannt war. Auf dieser Feuerstelle fanden sich einige Tierknochen, Pferde- und Kuhzähne, mehrere Reste von kleinen anscheinlich absichtlich zerbrochenen Hufeisen, eine geschweifte Beilklinge ohne Dehr, zwei spitze Messerchen von ungefähr 10 cm Klingenslänge, die man gewöhnlich als wendisch anspricht; das eine wies in der zerbrochenen Angel Spuren von zwei vergrünspannten Nieten auf. Sie lagen in Gemeinschaft mit dem Bruchstück eines großen Messers, das wohl als Schlachtmesser zu betrachten ist. Seine abgebrochene Klinge besitzt eine Breite von 5 cm, eine Länge von 18 cm; der Angelstumpf ist nur noch 5 cm lang und hat eine Niete. Weiter ergab der Boden auf und dicht rund um diese Brandstelle einige wenige, winzige Kohlenstückchen, deutschmittelalterliche Scherben, Nägel und unbestimmbare Eisenrestchen. Um die Brandstelle herum fanden sich mehrfach größere Steine, darunter Porphyrbrocken, und Garbenschieferplatten; unter letzteren fiel besonders eine 5 cm starke auf, welche die Form eines Rechtecks hat, gut gehauen ist und eine Länge von 40 cm, eine Breite von 15 cm besitzt. Röchlicher Porphyr und Garbenschiefer habe ich sonst im ganzen Rebling nicht entdecken können. Diese ausgegrabenen Steine waren an die große Brandstelle zweifellos absichtlich getragen worden; man scheint sie z. B. zur Herstellung von Steinfigen benutzt zu haben oder gebraucht haben zu wollen. Unter den roten Porphyren kam auch ein Werkstück vor, ein kreisrunder, 22 cm hoher Säulensockel, der auf der einen Seite über einen Schwanz zum Einmauern verfügt. Die Kreisgrundfläche der Säule hat 23 cm Durchmesser; die einzige Gliederung des Sockels besteht in einer Schräge. Von einem Säulenschaft konnte keine Spur entdeckt werden. Die ganze Brandstelle war mit einer dünnen Schicht Erde überworfen.

Etwa je zwei Schritte von dieser Feuerungsanlage ergab die Nachforschung noch zwei besonders hervorzuhebende unterirdische Fundstellen. An der einen zeigte sich der Boden bis etwa $1\frac{1}{2}$ m Tiefe ziemlich locker; dort kamen in verschiedener Tiefe nach und nach zum Vorschein: Eine eiserne, knobige Art mit aufgeborstenem Dehr, ein kleiner silberner unbestimmbarer Brakteat, der so dünn und brüchig war, daß er beim Aufheben in mehrere Stücke zerbrach, Scherben, kleine Knochenreste, Stücke eines ganz zersecten Hohlglases, wohl eines Spitzkelches, eine zerbrochene Sichel von jener langgestreckten, gedrückten Form, die man gewöhnlich als wendisch anspricht, obgleich sie bei uns gelegentlich bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts vorkommt. Unter den Scherben zeigte einer ein aufgedrücktes Gesicht, offenbar umgeben von einem Strahlennimbus, also einen Heiligenkopf. Dicht neben dieser Stelle stieß ich etwa 15 cm unter dem Rasen auf eine Art Pflaster, dessen Steine meist annähernd würfelig, aber von verschiedener Größe waren (Längsseitenlänge 12—20 cm). Ungefähr in der Mitte unter dieser etwa einen Quadratmeter messenden Pflasterung war zwischen 2 Steinen ein kleines, bauchiges, gehenkelttes, $9\frac{1}{2}$ cm hohes, krugförmiges Töpfchen aus grauem, unglasiertem Ton verkehrt eingebettet; es enthielt nichts. Diese Stelle lag nach dem wenig entfernten Steinbruchrand zu. Dort fanden Arbeiter beim Abräumen den Ausgußteil eines deutschen Gefäßes aus grauem Ton; dieses Stück, sehr gut modelliert, weist die Gestalt eines Pferdekopfes und Halses auf. Hinter dem Hals befindet sich noch der Anfang des Pferderückens mit einem Rand des Loches zum Einfüllen der Flüssigkeit; das Ganze ist hohl, die Maulöffnung kreisrund. Ein diesem sehr ähnlicher Pferdekopf, der von einem gelben Tongefäß stammt, wurde in Wechselburg vor ungefähr 15 Jahren beim Grundgraben der Wasserleitung vor dem Schloß, dem ehemaligen Kloster, Marktseite, also im Gebiet des früheren Kirchhofes, gefunden. Ein solches Pferdekopfgefäß erinnert lebhaft an manches romanische metallene Aquamanile kirchlichen Gebrauchs.

Die Funde, welche der Reßling im Boden außerhalb der nachweisbaren Feuerstellen ergab, waren verschiedener Art. An der Ostseite des großen mittleren Steinbruchs auf der Höhe lag die nächste Fundstätte nach dem Spitzwall zu. Der Boden an dieser ungefähr 5 Quadratmeter messenden Stelle war bis zu einer Tiefe von etwa 1 m ziemlich locker, nicht gewachsen, und enthielt neben unbedeutenden Spuren von calcinierten Knochen, einigen

Kohlenbröckelchen und Restchen unbestimmbarer Eisensachen vor allem überall Späne von Feuerstein, hammerförmige Geschleibstücke und einige deutschmittelalterliche Scherben, aber keine wendischen, obschon letztere in der Nachbarschaft häufig anzutreffen waren; außerdem ergab die Grabung an dieser Stelle ein heilsförmig zugeschlagenes Stück aus sogenanntem versteinertem Holz, einen zerbrochenen Rillenstein und das Bruchstück von einem eisernen Stachelsporn). Sonst ließ sich im Reßling ein Eisenstück, von den häufiger auftretenden Nägeln abgesehen, selten entdecken, z. B. einmal eine kleine Agraße, zwei Ringe; fast alle die wenigen Eisensachen bestanden in Bruchstücken (Trümmer von Beschlägen, von mittelalterlichen kleinen Hufeisen mit keilförmiger Stollenverkröpfung, von einem zweiten Stachelsporn. Waffenreste, Pfeilspitzen liefen nicht unter. Von Kupfer oder Bronze war bloß ein kleiner, dicker Nagel mit halbkugeligem Kopf nachweisbar. Auch vereinzelt Knochen traten nur ausnahmsweise auf, meist unbedeutende Stückchen von Röhrenknochen, die zuweilen in der Länge aufgeschlagen waren, vermutlich, weil man ihr Mark verzehrt hatte. Von Geweihen war keine Spur zu entdecken; von Hörnern grub ich nur ein Kuhhorn aus. Unter spät mittelalterlichen Scherben lag einmal ein Stück faustgroßen Ziegelsteins, der fast kugelig abgeschliffen ist und augenscheinlich dem Geschiebe eines fließenden Gewässers entstammt. Weiter fanden sich an zwei ganz verschiedenen Stellen zwei genau ineinander passende Stücke von einer 6 cm langen, 3 cm breiten Gußform (?) aus Schiefer. Die Grabungen ergaben noch zwei Spinnwirtel, einen wendischen und einen jüngeren; ersterer, dessen angewitterter Ton stark mit Steinchen durchsetzt ist, kam beim Spitzwall zum Vorschein. Besonders erwähnenswert erscheinen 6 nach und nach aufgefundene Wegsteine. Drei davon stellen natürliche, scheitsförmige Stücke von Quarzitschiefer dar, der zweifellos vom Doberener Wegsteinberg stammt; sie sind beim Gebrauch abgenutzt. Die anderen drei sind künstlich geformt, bestehen aus auswärtigem Material; einer davon hat ein Loch zum Durchziehen einer Schnur. Sie sind offenbar absichtlich zerbrochen: Einer hat überhaupt zum Wegen noch gar nicht gedient; auf dem andern ist herumgehackt worden, wovon viele Spuren erhalten blieben.

Nicht weit von der größten Feuerstelle erhob sich im Westen ein mäßiger, verraster Haufen. Er bestand aus einer lockeren, braunen, fast steinfreien Erde, die sicher nicht aus dem Boden des Reßlingholzes stammte, sondern

dahin geschafft worden war. Neben wenigen spätmittelalterlichen Scherben enthielt er einige faustgroße Eisenschlacken. Man darf deshalb wohl annehmen, daß die eine Eisenschlacke, die an einer kleinen Feuerstelle lag, auch von auswärts dahin gekommen ist, nicht aber mit dem Zweck der Kesselanlage in Zusammenhang steht. Gleiches dürfte von manchem Eisenteil, besonders von vielen Nägeln zu vermuten sein; sie sind möglicherweise mit Auffüllungsmassen von weiterher nach dem Kessel verschleppt worden.

Wie ich schon oben angab, ist es hauptsächlich dem Umstand, daß Erde, Schutt über Feuerstellen u. dgl. gebreitet ward, zu danken, daß sehr große, bauchige Gefäßtrümmer überliefert blieben. An einer Stelle fand ich unter der Deckschicht die z. T. ziemlich großen Scherben eines zweihenkeligen Topfes verstreut, der 32 cm hoch und am äußeren Ausguß 25 cm im Durchmesser breit war; die Bruchstücke hatten sich so gut erhalten, daß sich das Gefäß fast vollständig zusammensetzen ließ. Auf einem anderen Fleck lagen sehr umfangreiche Scherben eines wendischen Topfes, dessen Durchmesser am äußeren Ausgußrand sogar 37 cm betrug. Daß sich die Füllmasse über solchen Stellen nicht von selbst auf natürliche Weise nachträglich gebildet haben kann, geht schon daraus hervor, daß sie ganz gewöhnlich allerlei Steine, z. B. Kiesel u. dgl., aufweist.

Von der Art der Tongefäße im Kessel soll hier nicht eingehend gesprochen werden; ich verweise auf meine Geschichte der Kessler Töpferei, wo ich diese Angelegenheit S. 17 f., 51 ff. sehr ausführlich erörtert habe. Hervorheben möchte ich nur folgendes. Auf den Böden von drei altwendischen Gefäßen kam ein runder, tiefer Eindruck vor. Ein anderes derartiges Gefäß wies eine Art eingedrücktten Sterns auf, der dadurch erzeugt war, daß man bei der Herstellung des Topfes ein kantiges Stäbchen mit dem einen Ende auf den Bodenmittelpunkt gedrückt, dann das Holz radial um sich gedreht und in die weiche Masse in gleichen Abständen leicht eingepreßt hatte. Zwei andere wendische Töpfe zeigten in der Halskehle Löcher zum Durchziehen eines Fadens, die man nachträglich, nach dem Brand, eingebohrt hatte. Selten waren auch die Nachweise von Gefäßen, die an anderen Stellen ähnliche Oeffnungen, welche aber schon vor dem Brand hergestellt waren, besaßen. Ein Scherben von einem späten, kleinen Gefäß unbestimmter Form war siebförmig, jedoch großlöcherig, durchbrochen. Mehrere kleine zeigten auf dem knaufförmigen Fuß je nur ein Loch; ein umfangreiches, dickwandiges besaß auf dem

Dauch große Oeffnungen, welche weit von einander abstanden. Nach den in meiner Töpfereigeschichte angegebenen Gründen fasse ich diese Gefäße nicht als Seihgefäße, sondern als Räuchergefäße auf; das größere könnte auch zur Aufnahme von Blumen bestimmt gewesen sein, deren Stiele man durch die Löcher ins Innere steckte. Solche Töpfe fanden ehemals am Johannistag Verwendung. Als Verzierungen kamen an den spätmittelalterlichen Gefäßen des Rößlings aufgedrückte Rosetten, eingedrückte Wellen, Rillen, Schleifen und Ornamente, die mit Laufrad hergestellt sind, vor. Die Henkel waren band- oder wurstförmig und besaßen öfters tiefe Einschnitte. Weltaus das meiste derartige Geschirr ist unglasiert; doch fanden sich auch schon einige Scherben mit verschiedener Glasur. Vereinzelte Gefäße bestanden aus einem Ton, der sicher nicht der Rochliger weiteren Umgebung entstammt, eher aus der Waldenburger oder Frohnsdorfer bezogen ist. Die hauptsächlichsten Funde des Rößlings und der sonstigen Wallanlagen unsrer Gegend sind in meiner Sammlung im Museum des Rochliger Geschichtsvereins z. B. ausgestellt. —

Sagen und Spukerzählungen werden vom Rößling und dem anschließenden Doberenzler Loch, in dem es nicht geheuer sein soll, ziemlich viel berichtet. Dort soll der Reiter ohne Kopf jagen, ein graues Männchen umgehen, ein Licht durch das Holz irren, ein feuriger Hund erscheinen.

Die Wallanlage bei Doberenz.

Der Dorfname Doberenz, der vielleicht auf das wendische dub = Eiche, wovon dubrava = Eichwald kommt, zurückgeht, hat sich im Laufe der Zeit so gut wie nicht verändert. In der Stiftungsurkunde von 1408 für den Marienaltar der Rochliger Kunigundenkirche heißt er Dobrenz; 1445 Dobranz. In den Rochliger Amtsbüchern des 16. Jahrhunderts finden sich die Schreibungen Dob(e)renz, Dobranz, sehr selten Tobranz. Der Ort hat lange zum benachbarten Rittergut Königsfeld gehört, scheint aber erst später dazu gekommen zu sein. Im Behnsbuch Friedrichs des Strengen um 1350, das Dörfer dieses Ritterguts auführt, findet er sich nicht verzeichnet. Damit, daß er von Haus aus nicht Königsfelder Behn bildete, könnte zusammenhängen, daß er stets, soweit dies nachweisbar ist, zur Rochliger, aber nie zur Königsfelder Kirche pfarrte. Das Rittergut besaß ehemals in Doberenz das östlichste Gut, ein Vorwerk, welches um 1612 in bürgerliche Hände überging, an den Rochliger Amtsverwalter Hans Hoffmann

verkauft wurde; mit diesem alten Besitz mag es zusammenhängen, daß Rittergut Königfeld noch heutzutage das Gehölz inne hat, in welchem die Wallgrabenanlage liegt.

Sie befindet sich auf einer Kuppe, welche in Doberenz, Weiditz usw. der „Wegsteinberg“ heißt; Oberreits Atlas nennt sie den „Steinberg“, was wohl aber eine Verwechslung mit dem Weidiger „Steinberg“ ist, der daneben liegt. Der Bach nördlich am Wegsteinberg wird von Oberreit als „Erlsbach“ bezeichnet. Gegenwärtig ist die Anlage auf dem Doberenzener Wegsteinberg in der Hauptsache mit Waldbäumen bestanden. Auf der nordöstlichen Seite grenzt dieser Forst mit dem Weidiger Holz, das den Namen „Hinterer Wegsteinberg“ führt. Zweifellos wurde der Quarzitschiefer dieses Berges in alten Zeiten weit und breit zu Wegsteinen begehrt, mindestens schon in der Kolonisationszeit, denn ich habe ihn angetroffen in Wallanlagen und Steinspangebieten nicht nur der Rochlitzer, sondern auch der Waldheimer Pflanze. Man benutzte ihn in ältester Zeit, ohne ihm eine besondere Form künstlich zu geben; man wegte die kleinen scheitförmigen Stücke einfach ab. Sie wurden offensichtlich hauptsächlich dem nördlichen Bergabhang entnommen, denn hier ist der Berg angebrochen und dadurch vielleicht steiler geworden; die Steine liegen dort unmittelbar unter dem Heidekraut. Nach dem Stein scheint man auch auf der Kuppe gesucht zu haben; dort sind verschiedene geringfügige, unregelmäßige Gruben mit zugehörigen Schutthalben vorhanden, durch welche Abbaustellen der Wall auf kurze Strecke zerstört ist. Von Westen, Süden, Osten aus betrachtet, wirkt der Berg nur als leichte Bodenschwellung. Im Süden führt in der Nähe des Holzes die Colditzer Straße, der alte Fürstenweg, vorbei.

Heutzutage läßt sich die Wallanlage besser überblicken, als vor etwa 25 Jahren, als ich sie für meine „Topographischen Forschungen“ untersuchte; das damalige niedere Gebüsch ist jetzt verschwunden. Die Dammaufführung hat einen rundlichen Grundriß unregelmäßiger Form. Parallel mit der Straße auf der Südseite verläuft der Wall mit Graben etwa 50 m gradlinig west-ost, dann geht er an beiden Enden in Bögen über. Der westliche krümmt sich schließlich nach Norden um und zieht sich noch ein Stück am Rand des steilen Abhanges hin, wobei der Wall allmählich niedriger wird und schließlich als eine kaum merkbare Stufe aufhört. Der östliche Bogen ist kürzer, endet an einer Stein- oder Riesgrube, ist aber kaum viel weiter gegangen, hat den Nordabhang nicht erreicht, den also zum Hauptteil der

Wall nicht begleitete. Die nachträglich geschaffenen Gruben liegen östlich in ganz unregelmäßiger Weise innerhalb und außerhalb des Walles, aber nur auf Königsfelder Gebiet. Ein besondrer Weg, eine Einfahrt, durchschneidet den Wall nicht. Der Grundriß des letzteren zeigt einen Längsdurchmesser von etwa 90 m, einen Querdurchmesser von 50 m. Im Osten nähert sich der Wall der Weidiger Berrainung im Holz bis auf nur 15 m. Er besteht aus Kies, den man hinter dem Wall ausgehoben hat; der Graben liegt demnach im Innenraum der Anlage. Der gleichförmige Damm, der sehr zusammengeschwemmt ist, hat im allgemeinen eine Höhe von etwa 1 m. Sein Kamm liegt in annähernd gleicher Höhe wie die Innenraums oberfläche, die in der Hauptsache eine von Osten nach Westen schwach geneigte Ebene bildet, sich aber im Norden leicht abwärts krümmt. Die natürliche Kiesschuttdecke ruht unmittelbar auf der felsig zerklüfteten Unterlage.

Ich habe in dem Innenraum der Anlage wiederholt gegraben, z. B. auch mit Arbeitern. Diese Untersuchungen fanden an etwa einem Duzend verschiedener Stellen statt. Ueberall ergaben sie nur den Nachweis der natürlichen Schuttlage; auf Feuerstellen, Scherben, Knochen hin ich nicht gestoßen. Im östlichsten Teil, dem höchst gelegenen, fand ich nur einige patinierte Feuersteinspäne, von denen zwei gedengelt sind, und mehrere lang gespaltene Geröllquarze. In dem von den Tieren zuweilen ausgescharrten Schutt, den ich jahrzehntelang beobachtete, habe ich nie einen Artefakt, ein Stück Kohle, einen Knochen zu entdecken vermocht. Außerhalb des Walles, westlich im Holz, grub ich einige vereinzelt dürstige vorwendische und slavische Scherben aus. Wendische und frühdeutsche Gefäßtrümmer fand ich hin und wieder auch auf den Feldern westlich, z. B. auf dem Hadrich. —

Eine bestimmte Sage über diese Wallanlage habe ich nicht ermitteln können. Sie soll als Schanze in einem früheren Krieg, dem Befreiungskrieg, errichtet worden sein. Der Wegsteinberg galt früher als nicht recht geheuer, und auch in unsrer Zeit soll dort mitunter etwas unnatürliches vorkommen. Ein Unterbeamter erzählte mir vor etwa 20 Jahren z. B.: „Als ich kürzlich abends von Weidig nach Rochlig auf der Straße heimging, stand ich plötzlich in lauter Feuer, als ich auf die Höhe beim Wegsteinberg kam.“ Der eigentliche Wegsteinberg sendet auf Weidiger Gebiet einen langgestreckten Ausläufer, der bis zur Fürstenbrücke reicht und in einzelnen Teilen besonders benannt wird.

Auf dem dortigen Höhwinkel sollen der Sage nach Richter umgehen und an der Fürstenbrücke soll der Reiter ohne Kopf spuken. Der Höhwinkel (Feld) ergab ziemlich viel Steinspäne, Kernstücke u. dgl. —

Die Wallanlage zu Röttern.

Röttern, dialektisch Ribbern, heißt in Urkunden von 1476, nach welchen die Leisniger Burggrafen an die Rochliger Bruderschaft Unserer lieben Frau in der Kunigundenkirche Zinsen in diesem Dorf verkaufen, Ruttern. In den Amtsrechnungen des 16. Jahrhunderts wird es Rodern, Rattern, Rettern, Rodtern geschrieben; in alten Niederschriften des Rats finden sich mehr die Formen mit dem Vokal i, ü, z. B. Rüttern 1682, Rittern 1738 usw. Röttern war früher Rochliger Behnsdorf.

Der Wallbau erhebt sich auf einem Berg, dessen Name in den Flurbüchern (1783, 1840) von Röttern stets Borschel geschrieben wird; natürlich spricht man das Wort Borschel aus. Der Berg ist, von Feldern auf der Höhe abgesehen, völlig mit Holz bestanden. Das Holzstück auf der Nordseite am Bach heißt Borschelloch, wie schon das Flurbuch von 1783 angibt. Das Rötterner Borschelgelände ist allseits von Fluren des Döhlner Ritterguts eingeschlossen; ob schon der Borschel Rötterner Flur bildet, ist er von der Rötterner Hauptflur völlig abgelegen. Die Verbindung stellt nur ein Fahrweg her, der durch den Döhlener Dorfteil „Neudörfchen“, im Volksmund „Halbe Tasche (Dasche)“ genannt, führt. Diese Siedlung legte Kaspar von Taubenheim 1590 an. Das Rittergut Döhlen hieß Doehlen (Dolen) bis in das 15. Jahrhundert, im welchem es an das Geschlecht von Taubenheim überging und nun Neutaubenheim umgetauscht ward. Die an die Halbe Tasche angrenzenden nördlichen Rötterner Felder werden als Taschenäcker bezeichnet. Der mittelalterliche Flurname Tasche bedeutet „einhängige Bergabdachung“ und kommt auch anderwärts vor, z. B. Taschenberg bei Hohenkirchen und in Dresden, die Daschen in Penna.

Der Borschel stellt sich als ein sehr langgestreckter Berg Rücken dar, der im Osten breit anfängt und sich nach Westen, wo er ganz schmal wird und schließlich eine scharfe Spitze bildet, senkt. Der tiefe Grund um die westliche, ziemlich abschüssige Ecke heißt Helle, Hölle; dort fließt die Hellenbach. An die Wallanlage im Osten schließt sich zunächst Neutaubenheimer Flur, dann folgen Spernsdorfer Grund-

stücke. Der Neutaubenheimer Bergteil dort wird Girn (mit Scheibe) genannt. Die Spersndorfer Bauern bezeichnen ihre anschließenden Liegenschaften als Porschel und Scheibe. Ob die erstere Spersndorfer Flurbenennung von Haus aus, im Mittelalter, in Anschluß an den Namen des Rötterner Porschels eingeführt ward, erscheint sehr fraglich, da das Spersndorfer Gebiet von dem Rötterner durch die anders benannte Neutaubenheimer Liegenschaft (Scheibe) getrennt ist und demnach Spersndorf für sich unabhängig von Röttern seinen Namen Porschel erfunden haben kann.

Die Anlage auf dem Rötterner Porschel besteht aus 3 Wallzügen, einem niedrigen und 2 hohen. Der niedere, der ziemlich gleichmäßig verläuft und im allgemeinen etwa manneshoch ist, läuft in einer Entfernung von 18 m parallel mit dem Neutaubenheimer Grenzrain, der im nördlichen Holz als etwa $\frac{3}{4}$ m hoher Grenzwall erscheint, und bildete den längsten der drei Wälle. Er erstreckte sich quer über die Berghöhe Süd—Nord in einer geraden Linie, ist aber nur noch da erhalten, wo ihn der Waldbestand beschützt hat. Auf eine Strecke von 90 m ist er nach und nach eingeebnet und mit zu Feld gemacht; ein Stück von 10 m im Süden ist in der Längsrichtung außerdem neuerdings zur Hälfte abgestochen. Er besteht nur aus Bodenschutt, den man vor ihm östlich ausgehoben hat. Am südlichen Abhang läuft sich im Holz der Wall am Neutaubenheimer Wirtschaftsweg tot; im Norden stößt er im Gehölz an eine etwa $1\frac{1}{2}$ m hohe Stufe, die am Neutaubenheimer Rainwall beginnt, dann gradlinig von Ost nach West bis an den Weg vor dem Mittelwall reicht. Das etwa 30 m breite und 80 m lange rechteckige Holzgelände, welches dieser Bodenabsatz umfaßt, erscheint wie geebnet. Der weitaus größte Raum zwischen dem östlichen niederen und dem mittleren hohen Wall wird von Feldern gefüllt, die etwa 100 Jahre alt sind; sie bestanden bereits um 1840 nach dem damaligen, aber noch nicht 1783 nach dem ältesten Flurbuch und gehören verschiedenen Rötterner Bauern.

Zwischen den Feldern und dem anliegenden Mittelwall, hart an diesem, zieht sich eine Senkung, weil man hier die Schuttmasse zu diesem Wall ausgegraben hat; in der Vertiefung läuft ein Fahrweg. Der Mittelwall streicht erst parallel zum Ostwall, Süd—Nord, gradlinig, krümmt sich aber dann nach Westen und geht am Nordabhang in einem leichten Bogen nach unten, wobei er immer niedriger wird und schließlich westlich in eine unbedeutende, west-ost verlaufende Stufe übergeht, die sich an den westlichen Hoch-

wall, ziemlich an dessen unterem Ende, ansetzt. Auf der Höhe erscheint der Mittelwall jetzt im allgemeinen ziemlich wagrecht, doch fällt er nach beiden Seiten ab. Ob er oben in der Mitte ursprünglich wagrecht gewesen ist, erscheint fraglich; er hat hier viele Verunstaltungen erfahren. Der ganze Wall ist in seinem Hauptbestand förmlich durchbohrt von allerlei Röhren und Höhlen, die wilde Tiere, wie Füchse, Dachs gescharrt haben und ständig weiter schaffen. Die Ausgänge dieser Oeffnungen treten überall zu Tage. Außerdem hat man nach diesem Wild öfters gegraben und gehackt, wovon noch die Löcher und Erdhaufen an und auf dem Erdwall zeugen. Neuerdings ist auch noch ein großes Beet auf ihm angelegt worden. Ursprünglich war er zweifellos höher als jetzt, denn wie der Augenschein lehrt, haben starke Abschwemmungen der Krone nach den Längsseiten zu stattgefunden, und so kommt es, daß seine Basis im Durchschnitt nunmehr das stattliche Maß von etwa 20 m ergibt. Auf der Westseite, vom Innenraum betrachtet, beträgt seine Höhe ungefähr 5 m; auf der östlichen Grabenseite wirkt er bedeutend stattlicher. Seine Krone verläuft anfangs im allgemeinen parallel der natürlichen Bergabdachung. Am Südanfang ist der Damm jetzt angeschnitten, da man Raum zu einem Pfad an der dortigen Bergflanke, welche die Neutaubenheimer Rainsteine trägt, brauchte. Der Wall hat hier genau auf der Grenzlinie begonnen, denn es findet sich nicht die geringste Spur, daß er hier jemals wie sonst in Norden hinunter gegangen wäre. Daraus dürfte zu schließen sein, daß die Rainung schon bestand oder galt, als der Wall erbaut wurde, der in seinem Verlauf zum Hauptteil als Querwall wirkt. Wie sich an seinem Durchschnitt im Süden ergibt, besteht er lediglich aus natürlichem Schutt. Dasselbe ergibt die Betrachtung von Schuttmassen, welche Tiere ständig aus dem Damm werfen. Die Röhren gehen tief in den Erdzug hinein und zwar von oben, von den Seitenflächen, vom Fuße. Ich habe die dort ausgekrachten, mitunter ziemlich beträchtlichen Haufen, die sich ständig vermehren und umgestalten, seit etwa 30 Jahren regelmäßig untersucht, aber darin nie einen Scherben, einen Steinspan, ein Stück Holzlohle, rotgebrannten Lehm oder dgl. gefunden.

In einer Entfernung von etwa 50 m befindet sich der westlichste Wall, der mit dem vorhergehenden parallel läuft, im Norden aber, wo er sich ebenfalls in eine kleine westliche Stufe verliert, eine Benignkeit weiter herabreicht. Der südliche Anfang erscheint mit seiner scharfen

Kuppe wie ein Spitzwall, der etwa 5 m hoch ist und ebenfalls auf der Neutaubenheimer Grenzlinie beginnt. Auch er ist von oben auf die Längsseiten herabgeschwemmt; im Durchschnitt mißt er an der Basis 12 m. Obgleich er nicht die geringste Ähnlichkeit mit einem Schädel besitzt, heißt er „Pferdekopf“. Die Masse zur Aufschüttung des Dammes ist ebenfalls auf der Ostseite, also im Innenraum zwischen den beiden Großwällen, ausgehoben; auch hier läßt sich in der Senkung ein alter Weg, der von Norden den Abhang herankommt, erkennen. Die Senkung im Innern zwischen den Wällen heißt Gelddelle, der Teil am Nordabhang zwischen ihnen der „Lag“, ein anschließender das „Pferdeloch“. Diese Ausdrücke finden sich bereits im Flurbuch von 1783 vor, das die Wälle übrigens als „Schanzen“ bezeichnet. Die Grundform der Hochwälle ist annähernd schlittentufenartig.

Westlich des letzten Dammes liegt noch eine dreieckige Bergzunge, deren äußerste Spitze sich in einer Entfernung von ungefähr 45 m von ihm befindet. Durch dieses Gelände verläuft parallel mit dem Damm die Neutaubenheimer Grenze quer über den Berg. Röttern raint also nicht auf der westlichen Bergkante. Die Bergoberfläche hier am Wall sieht aus, als wenn man etwas Schutt breit geworfen hätte; vielleicht ist auch dort noch etwas Füllmasse zum Damm abgehakt worden.

Im Innenraum zwischen den beiden Hochdämmen habe ich zwei Jahre lang sehr viel gegraben, habe auch die Felder zwischen östlichem Niederwall und Mittelwall ungefähr 25 Jahre abgesehen, sobald sie durch Umackerung und Regenauswaschung neue Funde versprochen. Die Aecker ergaben noch eine ziemliche Zahl wendischer und spätmittelalterlicher Scherben, die freilich oft sehr abgeführt sind, Späne und Kernstücke aus Feuerstein; von diesen Steinsachen sind manche weiß gegläht, und an den Spänen tritt zuweilen Retuschierung, Dangelung auf. Auch ein Span aus Gwandsteiner Bandjaspis ließ sich nachweisen.

Fast die gleichen Funde machte ich im Innenraum zwischen den Großwällen. Die wendischen und spätmittelalterlichen Gefäßtrümmer jedoch sind hier natürlich viel besser und in größerer Form erhalten. Rot gebrannte Lehmstückchen kommen nicht häufig vor; sie erreichen nur ausnahmsweise den Umfang eines mäßigen Apfels. Im allgemeinen muß gesagt werden, daß sich die auf den verschiedensten Stellen vorgenommenen Erdarbeiten nur sehr

wenig lohnten: oft förderten stundenlange Grabungen lediglich gewachsenen Boden ohne den geringsten Scherben oder anderen Artefakt zutage. Stellen, an denen Feuer gebrannt haben müssen, ließen sich nur höchst ausnahmsweise nachweisen; dort haftete an Steinen mitunter rotgebrannter Lehm oder derartige Masse lag in kleinen Bröckelchen von Haselnußgröße in der schwärzlich gefärbten Erde. Nennenswerte Ascheablagerungen fanden sich nicht vor; Holzkohle trat lediglich in Bröckelchen auf. Trotzdem muß im Wallinnenraum viel gefeuert worden sein, da nicht selten natürliche Steine, die angeglüht oder angeschwärzt waren, vorkamen. Von Knochen konnte ich so gut wie nichts bemerken. Scherben traten hin und wieder vereinzelt an verschiedenen Stellen auf, zuweilen lagen mehrere zusammen, zumal bei Brandstätten. Auf einem Fleck fanden sich fast dicht unter dem Rasen zahlreiche Trümmer eines sehr großen, spätmittelalterlichen, bauchigen Topfes. An manchen Stellen fanden sich Scherben sehr leicht im Boden, an anderen bis in Metertiefe. Die Erdschicht auf dem felsigen Grund ist allerdings auch durchaus nicht von gleicher Stärke, da sie zwischen einigen Centimetern bis über einen Meter schwankt. Die wendischen Scherben zeigen die üblichen, meist mit Kamm eingerissenen Ornamente, besonders Wellenlinien, Punktreihen. Merkwürdigerweise führt ein solches Bruchstück einmal ein gradezu gotisch ansprechendes Motiv vor: Zwischen zwei mit mehrzinkigem Kamm erzeugten Spitzbögen ein Kreis; darunter andere Kammverzierungen. Wie aus dem Vorkommen der spätmittelalterlichen Scherben wohl zu schließen ist, ward die Wallanlage in gotischer Zeit noch besucht und gebraucht. Ein wendischer Bodenscherben besitzt eine kreisrunde Vertiefung. Ein schwarzer Scherben von gut geschlemmtem Ton stammt von einem Gefäß, das Punktverzierung auf der Außenseite über dem Boden aufweist; es scheint steinzeitlich zu sein. Die Ausbeute an Steinsachen war sehr mäßig. Vereinzelt fanden sich ein kleines Bruchstück eines Wegsteins und ein gut erhaltenes, gut geschlagenes, aber ungeschliffenes, $7\frac{1}{2}$ cm langes Feuersteinbeilchen, das ich in der Nähe des Mittelwalles etwa $\frac{1}{2}$ m tief ausgrub. An einer Brandstelle, die sich bis Metertiefe erstreckte und augenscheinlich zugeworfen war, lag ein faustgroßer Feuerstein. Sonst liefen aus diesem Material nur einige Bruchstücke, Späne u. dgl. unter. An Eisensachen konnte ich, abgesehen von einigen, ganz vereinzelt Stiften, Nägelchen, nur drei Bruchstücke mittelalterlicher Hufeisen nachweisen. —

Die Sage, die sich an den Rötterner Vorschel knüpft, spricht vor allem von einem Schatz, einer Braupfanne Geld, der in der Gelddelle vergraben sein soll und von einem nackten Mann zu mittlernächtiger Stunde mit Hilfe eines schwarzen Bockes, an dem kein weißes Haar ist, gehoben werden könnte. —

Die Wallanlage zu Biesern.

Der Dorfname heißt in den Urkunden und Copialen des Hauptstaatsarchivs Weferyn 1325, Wysegryn 1370, Wefegrim 1399, in den Amtsrechnungen des 16. Jahrhunderts Biesern, Biesern, während der Rochliger Rat zu gleicher Zeit noch Formen wie Biesgrem, Biesrem (1573), Bisgrem (1587) gebraucht.

Der Wall befindet sich in Bieserner Flur auf einem Berg, dessen Name in Biesern, Steudten allgemein Vorschel ausgesprochen wird. Seit undenklicher Zeit bildeten das stets mit Holz bestandene Wallgrundstück und ein anstoßendes Gehölz Eigentum des Rochliger Hospitals, das in Bieserner Flur noch drei andere Holzungen besaß und hier jedes Jahr schlagen ließ, um für sich Feuerung und für zwei Geistliche Deputatholz zu bekommen. Das Schläger- und Fuhrlohn in dieser Angelegenheit ist in den Hospitalrechnungen alljährlich gebucht; von letzteren liegt eine aus dem Jahr 1573 vor; die anderen erhaltenen bilden eine lückenlose Reihe von 1682 ab. Man sollte erwarten, der fragliche Bergname müßte in diesen Niederschriften sehr oft vorkommen; merkwürdigerweise vermeiden sie ihn stets und sprechen nur von den „Hospitalhölzern bei Biesern“. Das vom Stadtschreiber Bernhardi angelegte Quatemberkataster von 1782/83 im Ratsarchiv führt den Berg zweimal und zwar nur als „Bustelberg“ an, welcher Ausdruck offensichtlich auf einem Lesefehler des Wortes Vorschelberg in einem älteren Urkundenstück beruht. 1857 ließ die Rochliger Kircheninspektion das, was die Hospitalgrundstücke betrifft, aus dem Quatemberbuch wörtlich abschreiben; obgleich in letzterem die Form „Bustelberg“ ganz deutlich verzeichnet steht, gibt sie die Abschrift zweimal als „Büffelberg“ wieder! Ein glänzendes Beispiel, wie in neuester Zeit alte Flurnamen von amtlichen Schreibern mitunter verballhornisiert wurden! Bernhardi konnte sich offenbar nicht mit dem überlieferten dialektischen Namen befreunden; 1791 führte er das Protokoll über eine Verrentung der Hospitalgrundstücke bei Biesern und sagt darin u. a., der betreffende Berg heiße

„Burgberg“ oder „alte Schanze“ oder „altes Schloß“; von einem anderen Namen (Bustel, Borsttel) ist nicht mehr die Rede. Der angebliche Schanzenzug wird hier nebenbei als „Wall“, „Aufwurf“ hingestellt. Die nachträglich von Bernhardi gebrauchten Bezeichnungen „Burgberg oder Schanze oder Altes Schloß“ habe ich nur noch einmal in einem Aktenstück der Hospitalverwaltung und zwar in Niederschriften über Holzversteigerung von 1822 angetroffen; sie haben sich bloß kurze Zeit im städtischen amtlichen Aktenwesen gehalten, sind aber nicht allgemein geworden, sind nicht in den Volksmund übergegangen. Oberreits Atlas gibt dem betreffenden Berg keinen Namen; Schumanns Lexikon erwähnt die Bieserner Wallanlage überhaupt nicht. Im Steudtener Flurbuch von 1839 wird der Berg nur Borsttel genannt; derselben Name findet sich im gleichzeitigen Flurenverzeichnis von Biesern.

Ueber den Borsttel läuft die Grenze Biesern—Steudten. Der Berg neigt sich auf der Steudtener, süd-östlichen Seite ganz schwach und steigt dann auf Steudtener Gebiet wieder zu einer mäßigen Anhöhe an; alle die hier befindlichen Steudtener Grundstücke heißen ebenfalls Borsttel. Die Grenze, die vom Bieserner Borsttel ziemlich gradlinig an den Steudtener Borstelliegenschaften nach der Chemnitzer Straße geht, scheidet an letzter Stelle auf Bieserner Flur das ehemalige Rochlitzer Hospitalholz „Lag“ von den Steudtener Borsttelstücken. Die Grenze geht hier zwischen zwei Riesgruben, von denen die eine in Bieserner, die andere in Steudtener Flur liegt. In der Steudtener Grube wurde vor etwa 40 Jahren von einem Seebitzscher Bauer beim Sandholen ein größeres Tongefäß, wohl eine Urne, ausgehakt, das man aber aus abergläubischer Scheu sofort zerschlug; ich habe an dieser Stelle trotz ständiger Nachprüfungen nie den geringsten Fund zu machen vermocht. Nach dem Rochlitzer Quatemberkataster stieß 1782 an den Bieserner „Lag“ auf dem Steudtener „Bustel“ (Borsttel) ein Bauernholz, in dem eine „Schanze“ lag, die angeblich aus dem Dreißigjährigen Krieg stammte, wahrscheinlich aber auch ein mittelalterlicher Wall war. Die Angaben über das Alter bez. das Entstehen solcher „Schanzen“ erscheinen regelmäßig von sehr fragwürdiger Zuverlässigkeit; auffällig ist jedenfalls, daß die Steudtener auf einem Borsttel an der Flurgrenze lag, wie dies bei mittelalterlichen Wällen in unserer Gegend durchaus üblich ist.

Ueber den Bieserner Bustel (Borsttel) meldet das Quatemberbuch: „Wie und wann der Hospital zu diesem Holz ge-

kommen, davon hat man weder Anzeige noch Urkunde und weiter keine Nachricht, als daß es von undenklichen Jahren beym Hospital gewesen.“ Aus dem Altenstück über die Verainung des Porstels von 1791 geht weiter hervor, daß damals bereits ein Bieserner Acker an den Wall anstieß, daß letzterer auch teilweise die Grenze mit Steudtener Grundstücken bildete, die durchweg noch mit Holz bestanden waren. Das Hospital verfügte über keinen Weg zu seinem Porstelholz, welcher Umstand sehr mißlich wegen der Fuhren war; es kam deshalb zwischen dem Rat und einem Bieserner Wirtschaftsbefizer Müller ein Vertrag zustande, wonach dieser Mann ein 4 Ellen breites Landstreifchen über den Bergabhang 1791 auf ewige Zeiten an das Hospital abtrat, wofür er ein Stück Seelholz eigentümlich erhielt.

In der Nähe desalles fängt der Porstelberg östlich an ziemlich steil abzufallen; doch liegt zwischen dem Wall und dem abschüssigen Hang noch ein Streifen Land von geringer Neigung. Der vom Damm umschlossene Innenraum ist eben, wagrecht, scheint etwas planiert zu sein; er bildet einen Kreis von etwa 60 m Durchmesser. Der Boden besteht in einem sandigen groben Kies, der auf felsigem Untergrund lagert. Von außen, wo man in der Hauptsache die Schuttmasse zum Wall genommen hat, betrachtet, besitzt er eine schwankende Höhe von 1—2 m; vom Innenraum gesehen, erscheint er aber viel niedriger, ist streckenweise kaum mehr erkennbar. Zweifellos ist er im Laufe der Zeit beträchtlich zusammengefallen, in die Breite geflossen. An der Basis weist er nunmehr einen Durchmesser von annähernd 3 m auf. Nach dem Innern der Anlage führt östlich ein alter Weg, der wohl 1791 entstand.

Um 1820 ward diese Hospitalliegenschaft durch den Förster Seyderhelm mit Schwarzholz aufgeforstet. Die Stadt verkaufte das Grundstück 1904 an die Firma Anacker, welche das Bieserner Sandwerk errichtete, unter der Bedingung, Funde, die etwa auf der betreffenden Liegenschaft bei Erdarbeiten zum Vorschein kämen, unentgeltlich dem Rochlitzer Geschichtsverein zu überweisen. Hofrat Deichmüller, Direktor des prähistorischen Museums in Dresden, äußerte sich zu der Sache dahin, daß es notwendig sei, durch einen geprüften Geometer eine Grundrißaufnahme und ein Nivellement desalles ausführen zu lassen. Herr Anacker teilte 1905 noch mit, daß das Grundstück wohl im bisherigen Zustand verbleiben werde, da die Versuchslöcher nichts ergeben hätten wie lehmigen, wertlosen Kies, weshalb es sich höchstens zu einer Obstplantage eignete.

Trotzdem ist der erst gut erhaltene Ringwall, der einzige dieser Art in der Rochlitzer Gegend, in den letzten Jahren infolge der Kriegsverhältnisse zerstört worden. Man hat etwa ein Viertel davon auf Steudtener Seite abgetragen, eingeebnet und das dahinter im Innenraum gelegene Land gerodet, umgegraben; jetzt ist es unbebaut und von Unkraut überwuchert. Bei einer nachträglichen Besichtigung der Stelle war es mir unmöglich, letztere genügend zu prüfen; einen Fund machte ich dort nicht. Die ausgeführte Erdbarbeit ließ aber deutlich erkennen, daß der eingezogene Wallzug lediglich aus der dort natürlich vorkommenden Riesmasse bestand; größere Steine, Holz usw. waren zum Bau nicht verwendet worden. Ein vor etwa 20 Jahren beim Wall außen im Gebüsch gemachtes Versuchslöch von ungefähr 5 m Durchmesser und 2 m Tiefe zeigt die gleiche Riebschicht; von einem bei der betreffenden Arbeit entdeckten Fund verlautet nichts.

Im Innern der Wallanlage habe ich an verschiedenen Stellen wiederholt, auch mit Arbeitern, gegraben; doch war die Ausbeute nur gering. Verstreute Feuersteinspäne, teilweise retuschiert, und Abfallstücke ließen sich öfters in dem Rieß nachweisen; von Scherben fand ich nur wenige und zwar von vordeutscher Art, doch waren sie sämtlich unverziert und so winzig, daß sie sich nicht näher bestimmen lassen. Auf Asche, Eisen, Stückchen von rotgebranntem Lehm, Holzkohle, Knochen bin ich nicht gestoßen. Die hart an den Wall angrenzenden Felder habe ich jährlich wiederholt etwa 20 Jahre lang abgesucht. Sie ergaben aus Feuerstein zahlreiche Kernstücke und Späne, z. T. von einer für unsre Gegend beachtlichen Länge; mitunter sind sie retuschiert. Nicht selten haben diese Steinsachen durch Feuer Haarrisse und rötlich-weiße Färbung bekommen. Auch einen angebrochenen Miniaturwegstein, der eine sehr eigenartige Form besitzt, aus grünlichem Material besteht und zweifellos dem Mittelalter angehört, fand ich dort; das Stück verfügt jetzt nur noch über $4\frac{1}{2}$ cm Länge, kann ursprünglich aber nicht über 7 cm lang gewesen sein. Auf diesen Feldern kommen auch mittelalterlich deutsche Scherben, freilich nur sehr vereinzelt, vor. Scherben von wendischen Gefäßen fand ich hin und wieder nur auf den Aekern auf Steudtener Seite, die am spätesten urbar gemacht sind. Unter den auf den Aekern liegenden natürlichen Steinen treten gelegentlich hammerartige Geschiebstücke auf; auch fand ich dort einen natürlichen Stein, der eine ganz auffällige Ähnlichkeit mit einem Penis aufwies.

Sage. In dem Wall soll ein Schloß gestanden haben. Auf dem Weg über den Porstel von der Bieserner Bachbrücke bis in die Steudtener Gulscht oder an das Gemeindehaus soll ein Hund umgehen, der verschieden geschildert wird (groß, klein, weiß, mit oder ohne Kopf, Pudel, Spitz usw.). Auf der Nordseite des Porstels von der Brücke ab lief dieser Fußweg ursprünglich durch eine ziemlich tiefe, enge Holzschlucht neben dem jetzigen Weg. Vor etwa 40 Jahren füllte man die Schlucht aus und verwandelte sie zu Feld.

Die Wallanlage auf dem Wechselburger Burgstall.

Der Wechselburger Burgstall liegt auf einem Berg an der Mulde und dem Silbertal, der in der Hauptsache bewaldet ist; der Holzabhang auf der Flußseite, der durch die Eisenbahn angeschnitten ist, heißt Stiefelknecht. Auf der Kuppe und dem südlichen Abhang sind einige Felder angelegt, die bis dicht an den Wall heranreichen und offenbar schon seit Jahrhunderten bestehen. Nach dem Wechselburger Amtshandelsbuch verkaufte der Graf an den Hofkoch Heinrich Kößig 1716 und 1721 Flurstücke am Burgstall, weil auf ihnen bloß „struppiges“ Zeug wuchs. In der Klosterzeit war der Burgstall nur mit Holz bestanden, denn das Besitzstandsverzeichnis von 1503 nennt den „Burgstadel“ unter den Wäldern; nirgends wird aber jemals gesagt, daß der Konvent Wiese oder Feld da gehabt hätte, auch führen die Klosterpapiere, die doch alle Baulichkeiten nennen, nie ein Gebäude auf dem Burgstadel an. Dieser Name war noch im ganzen 16. Jahrhundert unter den Schönburgern üblich; der Ausdruck „Burgstall“ kommt m. W. zum erstenmal 1577 und zwar in der damaligen Wechselburger Amtsrechnung in einem Eintrag über Jagdsachen vor.

Das östlich an den Wall anstoßende Feld liegt etwas höher als die Oberfläche des Wallinnenraums, der augenscheinlich nach der Muldenseite ursprünglich stark geneigt und bucklig war, aber zum großen Teil wagrecht geebnet ward, als man 1824 dahin ein Gebäude in der Form eines antiken Tempels mit jonischen Säulen versetzte, das (nach der alten Kirchengalerie) aus Benig stammte. Der rechteckige Grundriß des Baues ist ungefähr 11 m lang, 10 m breit. Bei der Errichtung des Gebäudes schachtete man den Grund im Osten etwa $1\frac{1}{2}$ m aus, füllte den Boden westlich auf und planierte das Gelände um den Tempel (Einsiedelei), wobei die ursprüngliche Oberfläche des Wall-

innenraumes verschüttet, auch ein Fahrweg über denselben angelegt ward. Legeer durchschneidet den Wallzug zweimal, an den Durchstechungsstellen ist klar ersichtlich, daß der Wall lediglich aus natürlichem Schutt besteht. Soweit sich noch erkennen läßt, wies der Wall ungefähr Kreisform auf und war auf der Ost-(Feld-)seite höher als nach der westlichen, wo er möglicherweise nicht geschlossen war. Sein Durchmesser an der Basis beträgt ungefähr 2 m. Die Erde zur Auffüllung ist von außen genommen, weshalb er dort höher ($3\frac{1}{2}$ m) erscheint als von innen gesehen, wo er an der höchsten Stelle, besonders im Osten, nur 3 m, streckenweise nur $1\frac{1}{2}$ m in der Höhe mißt; er ist zum guten Teil zerstört. Die Innenfläche hat ungefähr 50 m im Durchmesser. Die Anlage gehört zu den kleinsten der Gegend.

Da das Innengelände durch die Errichtung der „Einfriedelung“ und durch die vorgenommenen Planierungsarbeiten so gut wie ganz umgestaltet worden ist, so verspricht eine Nachgrabung, die übrigens nur in allerbescheidenstem Maße vorgenommen werden könnte, kaum einen einigermaßen lohnenden Erfolg. Das anstoßende Feld auf der Kuppe habe ich wiederholt abgesucht. Bei diesen Forschungen fand ich einige Steinspäne und Kernstücke, welche Sachen teilweise im Feuer weißgeglüht sind, Gefäßtrümmer aus deutschmittelalterlicher Zeit und einen kleinen, unscheinbaren vorwendischen Scherben, aber keinen slawischen. —

Schumanns Verikon berichtet 1825: Unter dem Wechselburger Schloß „beginnt ein unterirdischer Gang, den man zwar nur noch bis unter den Burgstall (einem drei Viertel Stunde nordöstlich entfernten Berg an der Mulde) verfolgen kann, den aber die Volkssage bis ins Rochlitzer Schloß fortführt, worin auch — wegen des Ursprungs des Klosters, auf dessen Stelle nun das Wechselburger Schloß steht — nichts unwahrscheinliches liegt“. Es wird hier also von einem Wechselburger unterirdischen Gang auf dem rechten Muldenufer gesprochen. Daß er sich bis zum Burgstall verfolgen ließ, ist natürlich eine von den Fabeleien, die bei Schumann in derartigen Angelegenheiten oft genug vorkommen. Der Wechselburger Pfarrer Kalb erwähnt auf der rechten Flußseite 1842 in der Kirchengalerie einen solchen sagenhaften Gang vom Wechselburger Schloß bis Seelig, sagt aber kein Wort, daß er über den Burgstall verlaufen sollte, oder daß von ihm etwas vorhanden wäre. Die Sage von diesem vermeintlichen Gang lebt noch jetzt im Volksmund.



Die Wallanlage bei Lastau.

Das Dorf Lastau wird als Lostatawa in der Chronik des Bischofs Thietmar genannt, der berichtet, daß es 981 bei der Auflösung des Merseburger Bistums an Meißen fiel. König Heinrich II. stellte 1004 das Merseburger Bistum wieder her; in seiner auf diese Angelegenheit bezüglichen Urkunde heißt das Dorf Lostataua. Weltlich gehörte es zum Rochlitzer Gau. In einer Urkunde, durch welche Landgraf Friedrich dem Kloster Buch 1337 verschiedene Dörfer verschrieb, wird unter diesen „Lostowe in districtu Rochelicensi“ angegeben. Aus Lastau bezog das Rochlitzer Amt bis in neuere Zeit eine Zinsabgabe. Nördlich von diesem Dorf hat der Rochlitzer Burgward keinen Ort besessen; es bildete demnach im früheren deutschen Mittelalter den Endpunkt der Grafschaft nördlich an der Mulde. Da Lastau ein Lehnsdorf vom Kloster Buch war, so kam der Ort nach Aufhebung des letzteren zum Leisniger Amt, dem er bis in das 19. Jahrhundert angehörte.

Die Wallanlage liegt auf einem Berg, der in amtlichen Niederschriften mitunter, noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts einfach als „Lastenberg, Lasterberg“ bezeichnet ward. *) In Schumanns Verikon heißt er 1818, 1824 „der Teufelsberg“. In Oberreits Atlas ist er zum erstenmal als „Burgberg“ eingezeichnet. Der Berg liegt westlich vom Dorf; auf der Dorfseite wirkt er zum guten Teil nur als eine mäßige Erhöhung. Viel steiler fällt er nach der Mulde ab, die wohl seinen Fuß ursprünglich in der Hauptsache bespülte. Doch ist das dortige Gelände besonders durch die eingebaute Straße und einen großen Steinbruch, der die westliche Bergseite aushöhlte, allmählich stark verändert worden; längst der Straße sieht man verschiedene Stellen, wo der Bergfuß angeschnitten ist. Die Straße zieht sich auf dem Ufer der Mulde hin, welche die Grenze der Dorfflur bildet. Der Berg ist noch jetzt zum größten Teil mit Holz bewachsen, zumal die Kuppe mit dem Wall, in dessen Nähe sich unbedeutende Steingruben befinden. Besitzer des Wallgeländes ist Gutsbesitzer Regel-Lastau.

In der romantischen Zeit, etwa vor 100 Jahren, schrieb man dem Wallbau immer mehr eine besondere Bedeutung zu. Schumanns Verikon vermerkt 1818: „Auf dem Teufelsberge bei Lastau finden sich noch Burgtrümmer, die man nicht ohne Grund für Ueberreste der schon im 11. Jahrhundert bekannten Burg Titibuzien hält.“ Viel ausführ-

*) Mittheilungen des k. s. Alterthumsvereins, XXIII, S. 28.

licher spricht sich in dieser Sache die 1832 erschienene Goldiger Chronik von Bellger aus. Nachdem sie von der Unterwerfung der Sorben und der Gründung deutscher Burgen gehandelt hat, fährt sie fort: „Ob in Goldig selbst und besonders auf der Stelle, wo sich jetzt das Schloß befindet, eine Burgwart errichtet gewesen, ist nicht zu glauben, da die Burgwart Titibugie, zu welcher auch der Goldiger Wald gehörte, in der Nähe lag, auch einer Burgwart Goldig nie gedacht wird, daher aber weit wahrscheinlicher ist, daß der Bezirk der Stadt Goldig zur Burgwart Titibugie gehörte. Dieser Burgwart Titibugie befand sich auf der Spitze des Burgberges, welcher ziemlich $\frac{1}{4}$ Stunden von Goldig, dicht am rechten Ufer der Zwickauer Mulde und einer kleinen Entfernung von dem Wege über Bastau nach Geringswalde und Mittweida gelegen ist. Noch jetzt bemerkt man daselbst deutliche Spuren der früher angelegt gewesenen Befestigungen, bestehend in einem beträchtlichen Erdaufwurf auf dem höchsten Punkte des Berges, dem (!) an der Mittags- und Abendseite eine, und an der Mitternachts- und Morgensteite zwei Berwallungen umgeben. Noch vor einigen zwanzig Jahren sind Ueberbleibsel von Mauern vorhanden gewesen und man ist bei dort unternommenen Nachgrabungen auf ein Gewölbe gestoßen, ohne irgend etwas Bemerkenswerthes aufzufinden. Allein der Zahn der Zeit hat auch diese letzten Ueberreste vernichtet, so daß jetzt nur noch verwitterte Steinhäufen anzutreffen sind. Wenn diese Burgwart erbaut wurde, ist zwar nicht ausfindig zu machen, allein daß sie im Jahr 1018 errichtet gewesen, wird durch eine Urkunde über einen in diesem Jahr geführten Streit wegen des Goldiger Waldes und der Burgwarten Rochlig und Titibugie bewiesen. Beinahe spurlos verschwunden, lebt das Gedächtnis vorgedachter Burgwart demohngeachtet noch heute in dem gleich gegenüber am linken Ufer der Mulde liegenden Holze, dem sogenannten Teizig und der ebenfalls daselbst gelegenen Teizmühle, die ohnfehlbar ihre Benennung derselben verdanken, fort.“ Daß diese Burg (!) um 1000 schon über Gewölbe verfügt hätte, ist ganz undenkbar, denn Gewölbe treten in unserer Gegend, an Kirchen, erst um den Ausgang des 12. Jahrhunderts auf. Aus dieser Zeit finden sich auch die frühesten steinernen Bauteile an Burgen, wie Rochlig, Leisnig, Gnandstein, Rohren. Vorher bestanden die Festen wohl durchgängig bloß aus Holz, Lehm u. dgl., denn man hatte noch nicht die geeigneten Handwerker, Steinburgen aufzuführen, auch dürfte der Kalk gefehlt haben. Bemerkenswerterweise erwähnt Schumanns

Verikon das Gewölbe, die Nachgrabungen auf dem Lastauer Berg mit keinem Wort. Vielleicht hat man kleine Steinbruchgruben an der Kuppe später für Kellerreste ausgegeben.

Nach der Chronik Thietmars von Merseburg gehörten die Burgwarde Rochlig und „Titibuzien“ dem Meißner Markgrafen Eckhard. Wo Titibuzien lag, läßt sich nicht nachweisen. Der Chronist berichtet ferner, daß der erste, im 10. Jahrhundert lebende Wettiner Theodoricus aus dem Geschlecht Buzici stammte. Letzteres faßte man nun irrigerweise als einen Ort auf, wonach sich der Wettiner genannt hätte, obgleich damals Personenbezeichnungen noch gar nicht von denen der Orte abgeleitet wurden. Die Stammburg des wettinischen Königshauses sollte Titibuzi heißen haben. Gegenüber Lastau jenseits der Mulde lag im Mittelalter das Dorf Tizl, das einmal, 1221, urkundlich genannt wird und dann eingegangen ist; sein Name erhielt sich in demjenigen der Teigmühle und eines Holzes (Teizig). Diese Bezeichnungen bezog man nun auf den Burgward Titibuzien; allein Tizl mit Titibuzi, worin Titi als Abkürzung von Theodoric gedacht ist, ableiten zu wollen, muß philologisch als unangängig erscheinen, und selbst wenn Titibuzi mit Tizl gleichbedeutend wäre, müßte doch die Burg in Tizl zu suchen sein, nicht in Lastau, das nachweislich überdies zum Rochliger Burgward gehörte. Daß der Lastauer Ringwall jemals eine Feste in deutscher Zeit umschlossen hätte, ist in anbetracht der neueren Grabungsausschlüsse ganz ausgeschlossen. Für die Richtigkeit der Annahme, daß der Burgward Titibuzien in der Rochliger Pflege bestand, fehlt jede Spur eines Beweises. Trotzdem also Lastau in der Titibuziangelegenheit gar nicht in Frage kommen kann, wurde seinem Teufelsberg allmählich die Benennung Titibuzi gegeben, und 1889 zur 800jährigen Wettinfeier errichtete man auf ihm einen Gedenkurm in der Form einer mittelalterlichen Ruine, der zweifellos in der Ueberzeugung entstand, daß das Stammschloß der Wettiner auf dieser Kuppe geragt hat. 1886 hatte der Gemeindevorstand W. Lange sen. in Lastau „Geschichtliche Mittheilungen von der Parochie Lastau, dem Burgberge und der ehemaligen Burg Titibuzien“ herausgegeben, worin er S. 14 hinsichtlich der Anhöhe bemerkt: „Hoffentlich ist die Zeit nicht mehr fern, wo auf diesem historisch denkwürdigen Boden irgendein Erinnerungszeichen an die bedeutungsvolle Vergangenheit desselben angebracht werden wird.“ So wurde gesagt, obschon bereits 1882 Bosse im Cod. dipl. Sax. reg. I, 1, S. 116 aus verschiedenen Gründen die Lastauer

Titibuzihypothese als unannehmbar hingestellt hatte. Befremdlicherweise wird ferner Posses Widerlegung mit keiner Silbe gedacht in dem 1920 erschienenen Buch „Gründung und Geschichte des Klosters Geringswalde“ (S. 35) von Müller, der in dieser Sache die neuesten Forschungen gänzlich unberücksichtigt läßt und abermals die Lästauer Wallanlage als den „Standpunkt der Burg Titibuziem,“ welche die Schönburger noch im 13. Jahrhundert (!) besessen haben sollen, anzusprechen sucht. Wäre Lästau durch seine Burg ein so wichtiger Vorort eines Burgwards in ältester deutscher Zeit gewesen, so hätte wohl seine Kirche eine ganz andere Bedeutung erlangt, als es nachweislich der Fall war. Sie war zweifellos nur sehr dürftig, was sich auch jetzt noch am gotischen Bestand ihres Baues ausspricht. 1378 kam sie als Filiale zur Zettliger, und erst 1543 ward die Lästauer Parochie, wozu nur Lästau, Rüz und Kralapp gehörten, selbständig gemacht; bis dahin pfarrte Kralapp nach Seelig.

Was Bellger über die alten Mauern, über ein gefundenes Gewölbe sagt, beruht zweifellos auf Irrtum; man muß bedenken, daß er ein Auswärtiger und offenbar nicht Zeuge der betreffenden Ausgrabung gewesen war. Wenn letztere stattgefunden hätte, vermerkt er nicht; Mauerreste sollen noch „vor einigen zwanzig Jahren“ dagewesen sein. Daß die ganze Mitteilung höchst fragwürdig ist, geht daraus hervor, daß sie der Pastor Crusius 1844 in der Kirchengalerie wörtlich abschreibt; trotzdem weitere 12 Jahre verfloßen waren, sollen nach ihm abermals die Mauerreste „vor einigen zwanzig Jahren“ nachweisbar gewesen sein. Lange gibt in seiner Chronik an, daß die von den Mauern herührenden verwitterten Steinhausen verschwunden sind. Er bezieht sich in dieser Angelegenheit nur auf Bellger, weiß aber, obschon er 1819 in Lästau geboren ist, keine sonstige Ergänzung hinzuzufügen, sagt nicht, daß er Mauern oder einen Keller auf dem Berg gesehen hat. Im Dorf selbst hatte sich offenbar gar keine Erinnerung an die Mauern und das Gewölbe erhalten. Es muß doch ganz unglaublich erscheinen, daß Mauern, die viele Jahrhunderte bestanden hatten, plötzlich, innerhalb von etwa 20 Jahren so „verwitterten“, daß bald überhaupt nichts mehr davon zu bemerken war. Bei meinen Nachgrabungen habe ich keine Spur eines Gegenstandes entdecken können, der auf das ehemalige Vorhandensein einer deutschen Burg auf dem Burgberg deutete: Keinen behauenen Mauerstein, Ziegel, Dachschiefer, kein Mörtelstück, keinen Bau- oder Brandschutt, kein von

einem Haus herrührendes Eisenzeug wie Haxen, Beihläge u. dgl. Meines Erachtens liegt in Bellgers Mitteilung eine Verwechslung des Lastauer Burgberges und des in der Lastauer Nachbarschaft gelegenen Alten Schlosses im Fürstenwald vor. Dort veranstaltete 1737 der Fähnführer W. v. Bogau mit Unterstützung der Regierung umfassende Nachgrabungen, wobei man mit der Wünschelrute Silber suchte. Man fand allerlei Waffenreste, mehrere Groschen um 1400 u. dgl. Die abgebrochenen Mauersteine wurden rutenweise verkauft; Werkstücke aus röchlicher Porphyr wiesen romanische Bildung auf. Auch später noch haben Geringswalder Bürger, wie mir mitgeteilt wurde, gelegentlich hier gegraben. Trotzdem läßt sich von der Ruine noch manches erkennen, z. B. ein Stück Mauer, ein Gewölbe, wall- oder grabenartige Züge. Bruchstücke von Mauer- und Ziegelsteinen, deutschmittelalterliche Scherben, Mörtelklumpen fand ich wiederholt auf der Höhe und ihren Abhängen. Im Mauerschutt, der vom Regen abgospült war, konnte ich eine eiserne Spitze eines Armbrustbolzens nachweisen, und bei einer Pflanzungsanlage vor 3 Jahren kam ein Bruchstück eines frühgotischen Kapitäls aus Porphyr zu Tage. Ähnliche Sachen müßten auch auf dem Lastauer Berg unbedingt zu entdecken sein, falls hier eine Burg in deutscher Zeit geragt hätte. Auffällig muß es erscheinen, daß weder Schumanns Lexikon, noch Bellgers Goldiger Chronik ein Wort über die großzügige Ausgrabung im Fürstenwald von 1737, über die wir archivalisch ganz ausführlich unterrichtet werden, ein Wort sagt; sie war vielleicht in der Gegend um 1800 ziemlich vergessen, oder eine dunkle Erinnerung bezog sie auf den Lastauer Berg.

Auf dessen Kuppe erhebt sich ein im Durchmesser ungefähr 22 m messendes, annähernd kreisrundes und augenscheinlich mit Schuttmasse künstlich geebnetes Plateau, in dessen Muldenseite jetzt der Aussichtsturm steht, über eine ungefähr 2 m tiefe und 14 m breite Senkung, die vom Ringwall umgeben wird, der nach der Muldenseite niedriger wird, schließlich aufhört. Er ist ursprünglich wohl eine Kleinigkeit höher gewesen als jetzt, da sein Kamm offenbar nach den Seiten herabgeschwemmt ist. An der Basis besitzt er eine Dicke von 7 m; seine Höhe beträgt in der Hauptsache etwa 1,70 m. Die Schuttmasse zur Auffüllung des Damms lieferte der Boden außerhalb desselben. Ungefähr in der Mitte, auf der Dorfseite liegt der alte Eingang zum Wall; diese Oeffnung ist, wie überhaupt die Wallanlage, mit Holz bestanden. Bei diesem Eingang

beginnt, von dem ersten Wall hier nur durch eine verwachsene Oeffnung getrennt, ein zweiter, gleichhoher Wall, der mehr fichelartigen Grundriß aufweist, in der Hauptsache aber mit dem ersten ziemlich parallel läuft und ebenfalls auf der Muldenseite aufhört; seine Strecke ist natürlich kürzer als die des Hauptwalles. Die weiteste Entfernung der beiden Wälle beträgt 25 m; die Schuttmasse zum Bordewall ist vom Innenraum ausgehoben. Als der Wettinturm auf dem Berg errichtet ward, legte man einen neuen breiten Weg durch die Wälle an, wobei man beide durchstach. An den Durchschnitflächen liegt die Füllmasse der Dämme klar zu Tage; es ist natürlicher Schutt. Ein Artefakt, Kohle, Asche u. dgl. war nicht darin zu bemerken, wie auch ein Absuchen der Erdzüge in ihrem ganzen Verlauf nichts von solchen Dingen ergab. Unter der Rasendecke innerhalb des Wallgeländes befindet sich eine nur dünne Erdschicht, die überdies mit zahlreichen Steinbrocken des zerklüfteten Felsenuntergrundes durchsetzt ist. Von der Mulden- und Dorfseite führte je ein jetzt holzverwachsener Weg in die Wallanlage.

Ich habe wiederholt in letzterer, auch mit Arbeitern, an verschiedenen Stellen gegraben. Die Forschungen ergaben eine ziemliche Anzahl verstreuter altwendischer Scherben, die sowohl auf dem Plateau, als in den Senkungen zwischen den Wällen gefunden wurden. An einer Stelle innerhalb der beiden Wälle stieß ich auf eine kleine Feuerungsanlage. Es waren dort etwa 20 cm unter dem Rasen mehrere Steine zusammengelegt, welche wie auch der Erdboden schwärzliche Färbung aufwiesen. Dieser Fleck lieferte mehrere wendische Scherben und den Spigenteil einer grünlichen Steinart in Schuhleistenform. Nicht weit von dieser Vertikalität lag unter slawischen Scherben und kleinen blauschwarzen Plattenstücken ein Wegstein in der Form einer kleinen, dicken, grauen, rechteckigen Platte, welcher Gegenstand vom Doberener Wegsteinberg stammen dürfte. Auf deutschmittelalterliche Scherben, Eisensachen usw. bin ich nicht gestoßen. —

Sagen und Spulgeschichten werden vom Lastauer Burgberg verschiedensch erzählt. Schon der alte Name Teufelsberg deutet auf unheimliches Getriebe allda. Nach Schumanns Lexikon sollten Schätze dort vergraben sein und Kobolde ihr Wesen treiben. Ferner erzählt man, daß ein graues Männchen dort mit einem Hund umgeht. Am Fuß des Berges sollen Nixen gehaust haben. Die Schatzsage wird mitunter weiter ausgeschmückt; so hörte ich von einem Zollwiger Mann Folgendes: „Eine Magd holte einmal

auf dem Lästauer Burgberg Gras. Da sah sie im Berg eine Art Gewölbe. Dort saßen vornehme Herren und spielten Karte. Dabei kam es zu Streit. Einer sagte: „Das Spiel ist nicht richtig!“ und ein anderer kriegte eine Duse. Dann spielten sie weiter. Die Magd sah viel Geld daliegen. Das zog sie an; sie ging endlich näher hin und fragte, ob sie davon nicht nehmen dürfte, was sie in der Schürze tragen könnte. Man erlaubte es; sie sollte aber, bevor sie nach Hause käme, nicht reden. Sie sackte sich die Schürze und Tasche voll. Als sie aus dem Gewölbe heraus war, sagte sie zu sich: „Nun kann ich doch leben und brauche mich nicht zu plagen!“ Da gab es einen Krach, daß sie dachte, die Erde hebte; sie ließ das Geld fallen, das zu Asche ward.“ — Vom Lästauer Burgberg soll auch ein unterirdischer Gang über Colditz nach dem Collenberg bei Oschatz führen; er beginne auf dem Burgberg unter der Erdoberfläche an einer Stelle, auf die nie Regen fiele. —

Die Wallanlage bei Fischheim.

Das Dorf heißt urkundlich 1413 Fischheim, 1423 Fischheim, in den Rochlizer Amtsrechnungen des 16. Jahrhunderts Fischheim, Fischen, Fischhaim, im Rochlizer Erbbuch des Amtes von 1548 auch Fischstedt. Die Zusammensetzung des Ortsnamens mit -heim, -stedt deutet darauf, daß das Dorf in der Kolonisationszeit (12. Jahrhundert) mitteldeutsche, etwa unterfränkische Siedler erhielt, die es aber nicht gründeten, sondern nur weiter ausbauten. Nach seiner Flureinteilung, Gehöftgruppierung und verschiedenen seiner wendischen Flurnamen ist es zweifellos als slawische Siedlung zu betrachten. Wie Wechselburg ursprünglich Bichillen hieß, so hatte wohl auch Fischheim ursprünglich einen slawischen Namen, zumal alle ihm benachbarten Ortschaften einen solchen führen: Steudten, Seebitzschen, Beedeln, Meusen, Röbeln, Sörnzig. Es kam bei uns sicher öfters vor, daß ein Ort im Mittelalter, als in unserer Gegend noch wendisch neben deutsch gesprochen wurde, gleichzeitig Namen aus diesen beiden Sprachen trug. Im Rochlizer Erbbuch von 1548 wird unter den Dörfern, welche jährlich zum Rochlizer Pfingstmarkt zechen mußten, neben Röbeln, Hartha der Ort Scemen verzeichnet. Sicher ist in dieser Pflanzzeit seit dem 16. Jahrhundert kein Dorf eingegangen; Scemen muß eine Siedlung sein, die allmählich ihren slawischen Namen aufgab und sich nur noch deutsch benannte.

Der Fischheimer Wallbau liegt auf einem Berg, dessen Name im Dorf Borschtel gesprochen wird. Handschriftlich

konnte ich dieses Wort in ältester Fassung in einem „Vergleich bei der Fischheimer Gemeinde“ von 1714, den das Seeliger Gerichtsbuch überliefert, nachweisen. Der Name wird hier Borschtel, Borschdel, Burschdel geschrieben. In Gemeindepapieren um 1800 heißt er Borstel, Borstel, auf Oberreits Karte Bursstel.

Der Berg bildet nach Wechselburg zu den äußersten Grenzpunkt, da er sich zwischen die Silbertalbach und die Mulde, die beide Fischheimer Flurgrenze bilden, einschleibt. Unter allen Wallbergen der weiteren Rochlitzer Gegend ist der Fischheimer Borstel wohl derjenige, der in neuerer Zeit die stärksten Veränderungen erfahren hat. Ursprünglich bildete er nur einen Ausläufer einer nördlichen, z. T. etwas höheren Erhebung, die im Dorf Rutttenberg heißt, im Seeliger Gerichtsbuch 1714 Cottenberg geschrieben wird. Der Borstel reichte ursprünglich mit seinem Fuß in die Mulde. Gelegentlich des 1873 begonnenen Baues der Muldentaleisenbahn brach man Steine, die zur Göhrener Brücke kamen, auf der Muldenseite des Fischheimer Borstels, so daß westlich dieser Bergteil bis zu den Wällen auf dem Kamm abgetragen ward, wodurch hier der Berg ein steiles und zerklüftetes Ansehen erhielt und auf dem Flußufer Raum für den Weg, der vorher nicht vorhanden war, frei wurde. Auf der entgegengesetzten Seite, im Osten, dachte sich der Rutttenberg vorher wenig nach dem Borstel ab. Durch den Bahnbau entstand hier der tiefe künstliche Einschnitt, welcher den Borstel nun vom Rutttenberg ganz trennte und ihm das Gepräge eines selbständigen, abgesonderten Berges verlieh. Die Mündung der Silberbach wurde um jene Zeit auch etwas verlegt. Den Namen „Silberthal“ habe ich in Rechnungen zum erstenmal 1583 nachweisen können. Bis um 1879 war die Borstelkuppe vollständig mit Holz bestanden. Dann wurde der Innenraum zwischen den Wällen nach und nach zum größten Teil gerodet; man legte Felder an, zu deren Bewirtschaftung damals ein breiter Zugangsweg auf der Nordseite entstand, der die Durchschneidung der beiden Wallzüge nötig machte. Letztere mit ihren zugehörigen Gräben bedeckt heute noch Buschholz. Ein Wall liegt mehr am Abhang, tiefer als der andere. Auf der Kuppe im Innenraum des oberen Dammes ist jetzt nur noch ein geringer Bestand von Gehölz vorhanden. Besitzer des Wallgeländes sind Fischheimer Gutsbesitzer (Hest, Berthold).

Die zwei Wälle verlaufen ziemlich parallel zu einander und zeigen unregelmäßige Grundform; ihr Abstand beträgt in der Hauptsache 20 m, verringert sich aber hin und wieder

bis auf 12—15 m. Sie umfassen die annähernd kreisförmige Kuppe auf etwa Zweidrittel ihrer Ausdehnung. Der vom Oberwall umsäumte Innenraum besitzt eine Länge von ungefähr 120 und eine Breite von 105 m. Auf der Ostseite verlaufen die Erdzüge auf eine Strecke von ca. 80 m nahezu gradlinig. Der zwischen den beiden Wällen liegende Raum wirkte früher, als sie noch nicht durch nachträglichen Wegbau beeinträchtigt waren, wie eine krumme Sackgasse. An ihrem südöstlichen Ende vereinigen sie sich, während sie an ihrem westlichen Anfang unverbunden bleiben. Auf der Südseite der Kuppe und auch noch einem Stück der anschließenden Westseite ist kein Wall vorhanden, hat hier auch nicht bestanden; nur läßt sich im Gehölz streckenweise eine niedrige, schwache Stufe als Verbindung der Wallenden nachweisen, die vermutlich von einer versuchten Planierung der Kuppe herrührt. Der Oberwall geht im Westen etwas weiter als der untere; beide sind hier durch alte Steinbrucharbeit stellenweise, aber nur unbedeutend, beschädigt. Von der Kuppe aus gesehen, zeigt der Oberwall meist nur eine sehr geringe Höhe, etwa $\frac{1}{2}$ m, ist gelegentlich kaum erkenntlich und nur auf der Nordseite erhebt er sich auf kurze Strecke bis etwa Manneshöhe. Von unten, vom Bergabhang, wo auch die Masse zur Auffüllung der Dämme hauptsächlich genommen wurde, aus betrachtet, erscheint der Oberwall stattlicher, bis etwa 2,50 m hoch. Der Unterwall auf dem Abhang hat ungefähr gleiche Höhe mit dem Oberwall. Auf der Ostseite (an der Bahn) ist er in der Längsrichtung angeschnitten. Allem Anschein nach waren diese Erdzüge ursprünglich etwas höher als jetzt; sie sind teilweise augenscheinlich abgeschwemmt, weshalb sich ihre Basis ausdehnte; der Durchschnitt der Wälle ist sehr verschieden, bis etwa 6 m. Wie sich an ihren verschiedenen Anschneidungs- und Durchstechungsstellen genügend ergibt, bestehen sie lediglich aus dem natürlichen, kieshaltigen Schutt ihrer Umgebung.

Die vom Oberwall umfriedigte Kuppenfläche ist nur wenig gekrümmt, meist fast eben. Das lehmige Erdreich enthält viel Steine, besonders große und kleine Geschiebstücke, Kies, Granitbrocken und Sand. Es ist durchaus natürlicher Boden. Möglicherweise hat man in frühdeutscher Zeit bei Planierungsarbeit (?) auf dem Borstel etwas Mulden-schotter mit verwendet, wenigstens fand ich auf der Kuppe einige kleine, rundliche, von Mangan blaugefärbte Eisenschlackenstückchen, wie sie im Muldenbett massenhaft vorkommen, sicher schon seit den 12. Jahrhundert, wie der Mörtel des

1172 erbauten Turmes des Waldburger Schlosses ausweist. Der Untergrund des Borstels besteht aus Granit.

Die Betrachtung der großen Wallfelder in ihrer Eigenart kann schwerlich zu Nachgrabungen verlocken, da diese gar keine besonderen Ergebnisse versprechen. Bei den umfassenden Rodarbeiten auf der Borstellkuppe sind ältere nennenswerte Funde mit Ausnahme einiger Scherben nicht gemacht worden; man stieß hin und wieder auf schwärzliche Stellen, die vielleicht durch frühere Feuereien gefärbt waren, auch fand man 3 Hufeisen, die aber späterer Zeit angehören. Das Rochlitzer Museum erwarb vor etwa 30 Jahren einen 16 cm langen, 445 gr schweren Bronzekelt, der angeblich am Borstel, aber außerhalb der Wälle, ausgehakt ist.

Die Felder auf der Kuppe innerhalb des Oberwalles habe ich etwa seit 30 Jahren ständig abgesucht. Sie lieferten zunächst wendische und frühdeutsche Scherben, letztere z. T. mit Laufradverzierung; auch einige geschligte Wursthentel ließen sich nachweisen. Weiter fand ich an einer Stelle mehrere kleine dicke, gebrannte, plattenförmige Stücke aus einer lehmigtonigen, speckigen Masse, in der sich zahlreiche pflanzliche Abdrücke vorfinden. Geschlagene Feuersteine (Kernstücke und Späne, letztere z. T. retuschiert) kamen nur ganz ausnahmsweise vor; einige dieser Gegenstände sind im Feuer gegläht. Ein zerbrochener Wegstein altertümlicher Art aus Quarzitschiefer ließ sich ebenfalls nachweisen. Ein Spinnwirtel, der mir übergeben ward, soll von einem Tier aus einem der Fischheimer Wälle ausgescharrt worden sein. Das Stück, grau von Farbe, mit Spuren von Glasur oder Verfärbung auf der Oberfläche, erinnert in seiner Form an die doppelkonischen wendischen Wirtel, gehört aber offensichtlich der deutschmittelalterlichen Zeit an. Die Fundausbeute vom Borstel kann nur als sehr mäßig bezeichnet werden. Die Anlage scheint wenig benutzt worden zu sein. Vereinzelt wendische und deutschmittelalterliche Streuscherben ergab auch das Feld am Nordabhang vor den Wällen. —

Auf dem Borstel soll ein Schatz verborgen sein, der in einem früheren Krieg dort verborgen worden wäre. Die Wälle sollen als Verschanzungen in den Napoleonschen Kriegen entstanden sein.

Die Anlage bei Schlaisdorf (Schloßberg).

Das Dorf Schlaisdorf, welches Wort früher auch Schlaißdorf, Schleißdorf geschrieben ward, hieß ursprünglich offenbar Glanstorf; diese Bezeichnung findet sich in Einträgen des Copialbuchs 1302 (S. 3, 33) im Dresdner Haupt-

staatsarchiv. Wie das benachbarte Göhren gehörte Slanstorf Heinrich v. Königsfeld auf Königsfeld. 1324 bestätigte Landgraf Friedrich, daß die Dörfer „Goren, Synnenhard und Slanstorf“ von Heinrich v. Königsfeld an Albrecht v. Altenburg übergingen. Da hier Synnenhard offenbar mit Göhren und Schlaisdorf zusammengestellt ist, so wird es, das sich sonst nirgends nachweisen läßt, bei diesen beiden Dörfern zu suchen sein. Entweder ist es ein völlig eingegangenes Dorf, oder ein Ort, der jetzt einen anderen Namen führt. In obigen Buchungen ist nur von einem einzigen Slanstorf (Schlaisdorf) die Rede; es scheint damals nicht wie heutzutage ein Groß- und ein Kleinschlaisdorf gegeben zu haben; möglicherweise hat einer dieser zwei Orte anfänglich Synnenhard geheißen. Es ist aber auch nicht ausgeschlossen, daß eine kleine Siedlung dieses Namens zur Wüstung ward, denn die Sage berichtet, daß bei Schlaisdorf ein Dorf eingegangen sei, nach welchem noch jetzt ein mäßiges Flurgebiet als „Altdorf“ bezeichnet wird.

An der Mulde, nach der Göhrner Brücke zu, ist das Schlaisdorfer Ufer felsig, bewaldet, zeigt verschiedene ziemlich steile Erhöhungen. Die Anlage befindet sich auf deren letzten Ruppe, dem mit Buschholz bestandenen Großschlaisdorfer „Schloßberg“ im nordöstlichsten Grenzwinkel bei der Göhrner Mühle. Die Grenze geht über den östlichen Abhang oder Fuß des Berges; das dort anstoßende Gelände (Feld usw.) gehört nach Göhren.

Gegenüber dem Schloßberg erhob sich auf derselben Flußseite im Göhrner Gebiet früher der „Teufelsstein“ oder die „Teufelskanzel“, ein kahler, aufgetürmter Felsblock, der zwar beim Bau der dortigen Brücke verschont blieb, aber um 1898 nachträglich weggesprengt werden mußte, da er herabzustürzen drohte. Vor dem Brückenbau ragten dort in der Mulde weiter große Steine über das Wasser. Der Sage nach sollten letztere samt dem Teufelsstein übrig geblieben sein, als der Höllenfürst eine Brücke über den Fluß vergebens hatte bauen wollen. Die Namen „Schloßberg“ und „Teufelskanzel“ sind weder in Oberreits Atlas, noch in der alten Generalstabkarte angegeben. Schumanns Verikon berichtet über die betreffenden Eigenschaften ebenfalls kein Wort. Zum erstenmal erwähnt oder wenigstens angedeutet finde ich die in Rede stehende Anlage in der Kirchengalerie 1843, wo der Wechselburger Pfarrer Kalb in seinem Bericht über sein Filialdorf Göhren sagt: „Unweit der Mühle an der Mulde sollen Spuren einer Befestigung (gegen die Sorben?) vorhanden sein.“

Auf der Nordwestseite zieht sich der Großschlaisdorfer Kommunikationsweg über den Abhang des Schloßberges hin, der hier bis zu seiner Kuppe abgeschnitten ist, da man Raum für den Weg brauchte. Auf der Ostseite des Berges verläuft am Fuß Nord-Süd eine grabenartige Vertiefung über deren Zweck und Entstehungszeit ich nichts zu ermitteln vermochte; möglicherweise hängt sie, wenigstens zum Teil, mit früherem Steinabbau zusammen, doch könnte sie auch als Grenzgraben vorgezeichnet worden sein. (Der künstliche Graben, der in der Nähe des wilden Steinbruchs den Rochliger Staatswald vom Sörnziger Holz trennt, wird im ältesten Protokoll über eine Grenzbesichtigung des Staatsforstes von 1557 bereits als Grenze vermerkt.)

Die ziemlich wenig umfängliche Kuppe des Berges zeigt ein sehr unregelmäßiges Aussehen, sowohl ihrer horizontalen als vertikalen Gliederung nach. Sie fällt einseitig ab und zwar nach Süden, der Mulde zu, ist aber zweifellos in alter Zeit zum Teil künstlich etwas umgestaltet worden; man hat augenscheinlich hier Boden von der Mitte aus nach den Seiten breit geworfen, von welcher Arbeit vor allem eine scharf ausgeprägte Randkante auf der Grenze zwischen Bergabhang und der dort gedrückten Kuppenoberfläche zeugt. Von unten, vom äußeren Abhang aus betrachtet, ähnelt diese Kante etwas einem Absatz, einer Leiste und vertritt den Wall, der sonst an solchen Anlagen auftritt, hier aber fehlt. Sie hat Nord-Ost-Süd annähernd die Form einer Halbellipse, während sie auf der entgegengesetzten Seite, im Westen, ganz unregelmäßig verläuft, z. T. sogar aufhört. Auch an der tiefstgelegenen Stelle der Kuppe, im Süden, fehlt die Kante vollständig; möglicherweise ist sie durch herabfließendes Tageswasser weggeschwemmt. Die Kuppe geht hier allmählich in den Bergabhang über. In der unteren Hälfte der Kuppenoberfläche ist der ungefähr 25 m breite und fast eben so lange Raum zwischen der Umfassungskante teilweise bis etwa $\frac{1}{4}$ m Tiefe muldenförmig, vielleicht durch Einfluß von Regen, ausgearbeitet. In der höher gelegenen Hälfte aber wird deren Innenraum fast völlig ausgefüllt durch eine ungefähr 15 m lange formenlose Felsenerhebung, die über den anschließenden Grund gegen $2\frac{1}{2}$ m emporragt und nur einen schmalen Gang zwischen sich und der Kuppentante freiläßt, der auch, besonders im Norden, muldenförmig vertieft ist. Hervorgehoben möchte werden, daß diese Schloßbergsanlage an der Mulde die südlichste von allen ähnlichen Anlagen der weitesten Rochliger Gegend ist, wenigstens kenne ich keine

in den südlich davon gelegenen Ortschaften an dem Fluß. Vielleicht hängt mit dieser Stellung der Umstand zusammen, daß der Schlaisdorfer Schloßberg keinen Wall erhielt; die betreffende Anlage ist möglicherweise nicht ganz vollendet worden.

Ich habe auf dem Berg mehrfach, auch in Gesellschaft, gegraben; doch war die Ausbeute nur mäßig. Besonders beachtlich erschien, daß sich das Land an der östlichen Grenzlinie streckenweise unter dem Rasen wie verziegelt zeigte; die ursprüngliche Bodenoberfläche war augenscheinlich an mehreren Stellen bis zu $\frac{1}{4}$ m Stärke mit einer von pflanzlichen Stoffen (Halmen, Winsen, feinen Aestchen) durchwirkten Lehmkruste bedeckt worden, die dann im Feuer rotgelb gebrannt war, teilweise auch eine schwärzliche Färbung angenommen hatte. Vielleicht hatte man durch diese Verziegelung ein Hinabrutschen von losem Land an dem dort steilen Abhang verhindern wollen. Als Hüttenbewurf kann diese Kruste jedenfalls nicht angesehen werden. Die Kuppe ist nur von einer schwachen Schicht Erdreich, das mit vielen Steinen, Stücken des felsigen Untergrundes durchsetzt ist, überzogen; in ihr kommt ebenfalls solch rotgebrannter Lehm vor, aber nur in der Form kleiner, rundlicher Klumpen, Bröckelchen. Auch wendische Scherben traten gemeinschaftlich mit letzteren, oder lose im Erdboden verstreut auf. Auf jüngere Gefäßtrümmer, Knochen, Eisenteile bin ich nicht gestoßen, wie ich auch keine Ascheablagerung nachzuweisen vermochte, wenn schon das Erdinnere mitunter ziemlich schwarz aussah. (Gerüchtweise vernahm ich, daß vor etwa 40 Jahren bei einer Ausgrabung auf dem Schloßberg von anderer Seite ein sehr kleines Hufeisen gefunden worden sein soll.)

Auf die Ergebnisse meiner Ausgrabung nimmt folgender Aufsatz vom 6. Juli 1899 in den Muldenthaler Nachrichten mit Bezug, der aus der Feder eines Lunzenauer Herrn, dem ich in dieser Angelegenheit Mitteilung gemacht hatte, stammt.

„Vom Schloßberg bei Göhren.“

Ein interessanter Felsen unserer Umgebung ist der sogenannte Johorenstein oder wie er auch im Volksmunde genannt wird: der Schloßberg, welcher unweit von der Göhrener Brücke gelegen ist. Die eigentliche Anlage des Regels, der ringsum von noch gut erhaltenen Wallgräben umgeben ist, ließ vermuthen, daß hier in grauer Vorzeit ein Schloß gestanden hat, und wohl mancher hat von dem großen Schätze gehört, der hier noch vergraben sein soll, wie denn auch allerlei furchterweckende Gerüchte von einem feurigen Hunde ohne Kopf, einer Hand aus dem Strauche, einer

goldenen Sau, schwarzen Ragen zc. den Schloßberg in ein geheimnißvolles Dunkel hüllen. Man hat nun in den letzten Jahren Nachgrabungen angestellt und dabei Scherben und gebrannte Lehmstücke gefunden, die auf die Sorbenzeit hinweisen. Die Ornamente auf den Scherben, der Mangel an Kalk und das Fehlen von gewöhnlichem Eisenzeug, wie Nägel, Haspen, Lanzenspitzen zc., sowie ein in Lehm gebrannter Wall brachte die Forscher zu der Ansicht, daß der Schloßberg eine rein slawische Anlage sei. Nun existiert allerdings ein altes Bild von der Johorenburg auf dem Johorenfelsen, das uns ein stattliches Schloß zeigt, das stolz und kühn in das Thal der Mulde schaut und ein alter Chronist Probst Eremit Bod Nikler erzählt von demselben, daß es im 8. Jahrhundert von den Sorben-Wenden erbaut und 806 von fränkischen Völkern zerstört worden sei. Es wurde sofort wieder aufgebaut und von drei Brüdern und einer Schwester bewohnt. Die beiden älteren Brüder sollen den jüngsten und ihre Schwester in dem Schlosse umgebracht haben. 923 sind die Johorenburg, Rochsburg und Drachfelsburg bei Penig von den Ungarn zerstört worden. Die Besitzer derselben wurden ins Ungarland verschleppt und dort eingekerkert. König Heinrich I. ließ die drei zerstörten Burgen wieder aufbauen und gab sie drei Brüdern in Besitz für die Dienste, welche dieselben ihm in den Kämpfen gegen die Ungarn geleistet hatten. Gegen Ende des 14. Jahrhunderts wurden die Johorenburg, sowie die Zinn- und Drachfelsburg als Raubschlösser zerstört. Aus dieser Zeit stammt wohl auch der Name Penig (Pönigl, Peinigl), darauf hinweisend, daß die fahrenden Kaufleute und Wanderer arg von den Herren Raubrittern gepeinigt wurden und froh waren, als sie die Gegend von Frohburg (daher der Name) erreicht hatten. Bis ins 16. Jahrhundert stand von der Johorenburg noch ein hoher runder Turm nebst niedrigem Mauerwerk, sowie ein großer Theil der Ringmauern. Diese Ueberreste sind nach und nach zu Bauzwecken verwendet worden, sodaß man jetzt nur noch nebst einigen Schutt die Wallgräben sieht. Leider sind uns zu wenig Schriften aus der alten Zeit erhalten geblieben, die uns näheren Aufschluß hierüber geben könnten —

E. Meißner."

Den Ausdruck „Johorenstein, Johorenburg“ habe ich in der Umgangssprache nie gehört; er ist offenbar in Anlehnung an den Namen des Dorfes Göhren (Goren) gebildet. Daß der Schloßberg zu letzterem gar nicht gehört, gibt der Bericht nicht an. Eine gelehrte Sage vom fraglichen Johorenstein dürfte früher auch nicht bekannt ge-

wesen sein, wenigstens konnte ich nirgends etwas darüber in älteren geschichtlichen Abhandlungen auffindig machen; auch Meiches Sagenbuch weiß davon nichts zu berichten.

Die oben gegebenen geschichtlichen Einzelheiten über den Schloßberg von Nikler sind natürlich völlig sinnlos, verraten nicht das geringste Verständnis für ältere Landesgeschichte. Ein „altes“ Bild von der Johorenburg habe ich vor ungefähr 30 Jahren gesehen: Es war entworfen und gemalt von Ernst Teichgräber in Penig, wie dieser Mann mir selbst sagte. Er lebte in bescheidensten Verhältnissen, war, wie ich erfuhr, nebenbei Türmer, und fand seinen Gefallen daran, geschichtliche, mit ziemlicher Phantasie ausgestattete Aufsätzchen zu schreiben. Eine solche Niederschrift schenkte er 1893 dem Rochlitzer Geschichtsverein.

Ich möchte sie hier erwähnen, weil sie Angaben aufweist über den fragwürdigen Nikler, den ich sonst nirgends, in keiner gedruckten Abhandlung über die Geschichte von Penig und Umgegend genannt fand. Der Propst Lodus Nikler soll nach ihm um 1300 gelebt und eine Peniger Chronik geschrieben haben, von der nur noch wenige, nicht zusammenhängende Bruchstücke übrig geblieben seien. (Nach der ausführlichen Darstellung der ältesten Kirchenverhältnisse Penigs, welche in der Kirchengalerie 1842 gegeben wird, auch noch nach Krieg, Geschichte der Stadt Penig (1838) führte der oberste Geistliche der Stadt den Titel Propst bis 1459, in welchem Jahr die Peniger Kollatur aus der Hand des Chemniger Benediktinerklosters auf die Leisniger Burggrafen überging. Die Peniger Pröpste (Pfarrer) sind dem Namen nach seit 1333 bekannt; von einem Propst Lod Nikler, der auch Einsiedler (!) war, verlautet urkundlich gar nichts.) Der von Teichgräber dem Rochlitzer Geschichtsverein verehrte Aufsatz, der als Quelle den sagenhaften L. Nikler angibt, beschäftigt sich mit der Geschichte der ältesten Burggrafen und berichtet über sie in derselben unglaublichen Weise, wie von den Schicksalen des Johorensteins erzählt ward. Rochlig hätte seinen Namen von seinem ersten Besitzer Rochus Ligerus, dessen Bruder Rochus Rochsburg im 8. Jahrhundert gründete. Ein Rochlitzer Burgritter Marquard (um 1100) habe eine römische weibliche Mumie besessen, die er wegen ihrer Schönheit über alle Maßen verehrt und geliebt, schließlich aber in das Peniger Egidylkloster hätte bringen lassen usw. (Daß das Kloster in Wirklichkeit nie bestand, sei nur nebenbei bemerkt.)

Das oben erwähnte Bild vom Johorenstein veranschaulicht eine mächtige Burg mit großen Türmen, Bastionen,

Ringmauern u. dgl.. Auf der Kuppe des Schloßberges ist ein derartiger Bau bei der ungemein großen Beschränktheit des Raumes und wegen des Vorhandenseins der Felsenklippe völlig undenkbar; ein Gebäude hat dort sicher nie gestanden. Die Angabe, daß bis ins 16. Jahrhundert ein hoher runder Turm und anderes Mauerwerk noch auf der Höhe vorhanden gewesen wäre, ist reine Erfindung, denn von solchen Dingen spricht keine geschichtliche Quelle der Gegend. Daß auf dem Berg Wallgräben und Bauschutt noch in unserer Zeit sichtbar wären, ist ein Irrtum; ich habe wenigstens von solchen Dingen schon um 1890 nichts mehr auf der betreffenden Höhe wahrgenommen.

Richtig in obigem Aussatz von 1899 ist die Bemerkung, daß der Schloßberg Schauplatz von allerlei spukhaftem Getriebe sein soll. Es sollen dort Irrlichter, ein Hund ohne Kopf, auch ein Hase mit einem Bicht auf dem Kopf erscheinen. Die Sage von einem vergrabenen Schatz ist am meisten bekannt. Als vor einigen Jahrzehnten am Schloßberg Steine gebrochen wurden, hofften Arbeiter immer, auf die „goldene Pfanne“ zu stoßen, wie mir erzählt wurde.

Das „alte Schloß“ bei Langenleuba-Oberhain.

Langenleuba-Oberhain kennzeichnet sich auf der Karte als ein Reihendorf mit Waldhufengliederung und ist in dieser Art augenscheinlich von deutschen Siedlern angelegt. In einigen alten Urkunden heißt der Ort Leuben, Luben, Superior Luben.

Oberreits Atlas nennt die Stelle der zu besprechenden Anlage „das schwarze Loch“ und zeichnet sie in ein größeres Waldstück, das jetzt verschwunden ist. Nach Oberreits, auch nach der alten Generalsstabskarte zeigte die Anlage ungefähr die Form eines Stiefelknechts oder einer heraldischen Deichsel, Gabel: Zwei unbedeutende, etwas krumme, grabenartige Vertiefungen kommen von Norden und stoßen unter einem spigen Winkel zusammen, an dessen Scheitel ein kurzer, einheitlicher, nach Süden verlaufender, vertiefter Zug ansetzt. Das Land dort ist nach Süden, dem Dorf zu, etwas geneigt. Als ich die Stelle vor etwa 20 Jahren untersuchte, machte es mir den Eindruck, als wenn die betreffenden Einschnitte in der Hauptsache von natürlichem Tageswasser vorgezeichnet, ursprünglich Wasserriße gewesen wären. Viel war damals freilich von der Anlage nicht mehr zu sehen. Der Holzbestand um sie herum war gerodet, die Vertiefungen waren zum größten Teil frisch mit Erde ausgefüllt, die Böschungen meist eingezogen, ihr Boden

breit geworfen, und allem Anschein nach beabsichtigte man, auch noch den letzten Rest der Anlage in gleicher Weise zu bearbeiten. Dieser ließ noch erkennen, daß die Gräben gegen 2 m tief gewesen waren. So weit wie ich weiter feststellen konnte, wies der Raum in der Gabelung zwischen den zusammenstoßenden nördlichen Vertiefungen lediglich gewachsenen Boden auf; von einer besonderen Kulturschicht ließ sich dort nichts wahrnehmen. Irgend einen nennenswerten Fund vermochte ich in der breitgeworfenen und vom Regen ausgewaschenen Bodenmasse, sowie an den Anschneidungsstellen der erhaltenen Böschungsreste nicht zu entdecken. Von einem Wall oder einem sonstigen Erdaufwurf fehlte jede Spur. Im Volksmund heißt jetzt diese Stelle „das alte Schloß;“ sie liegt am Pastholz auf der Grenze von Langenleuba mit Jahnshain, das früher auch Janien geschrieben ward. Auf die Grenze bezieht sich offenbar auch der Name einer beim alten Schloß befindlichen Quelle „Höllborn“, denn die Bezeichnung Helle, Hölle verknüpft sich in unserer Gegend regelmäßig mit Liegenschaften an der Ortsscheide, z. B. Hellenbach am Rötterner Postel usw.

Schumanns Lexikon erwähnt das „alte Schloß“ ebenso wenig wie der Pastor R. G. Vogel in seinem historischen Aufsatz über Langenleuba in der Kirchengalerie von 1843. In dieser Studie führt Vogel nur an, daß auf dem Grundstücke des Bauern Benndorf „ein Gut gestanden haben soll, von welchem man noch den Wall zeigt, der es umgeben habe.“ (S. 21.) Vogel war seit 1828 Pfarrer in Langenleuba, beschäftigte sich viel mit der Geschichte seines Ortes und gab 1882 eine bereits 1860 von ihm verfaßte „Chronik von Langenleuba-Oberhain“ heraus, die ein eignes Kapitel „Von dem alten Schlosse zu Langenleuba“ enthält. Der sagenhafte Bau, der vorher nur als ein eingegangenes Gut angesprochen ward, führt nunmehr die Bezeichnung „Schloß“.

Das betreffende Kapitel umfaßt 10 Seiten; es sei daraus folgendes angegeben. Der Verfasser meint, daß das Schloß älter gewesen sei als das Dorf und fährt dann fort: „Man sagt, daß in dem Holze, welches jetzt dem Gutsbesitzer Benndorf gehört, ein Schloß gestanden habe, das zuletzt in Folge dessen, daß man Reisende von der nicht weit davon liegenden Landstraße (welches jetzt die sogen. alte Straße ist, die weiter hin grade nach Jahnshain führt, aber auf der Höhe herüber nach dem Pastholze, quer durch die Pfarrflur, sich drehte und ohngefähr da mündete, wo die neue Chaussee das Pastholz durchschneidet) hineingelockt, beraubt und ermordet habe, zerstört worden sei. Der letzte

Besitzer sei Burghold von Cossbude gewesen. Das Schloß, sagt man, habe da gestanden, wo heute noch der sogenannte Schloßgraben ist. Zu diesem Schloß habe soviel Grund und Boden gehört, als Benndorfs und seines Nachbarn Reichmanns Gut umfaßt, desgleichen die sogenannten Basthölzer. Man habe noch vor einem halben Jahrhundert Crocus in dem Schloßgraben blühen sehen, die sonst in der hiesigen Gegend nicht vorkommen, sowie dort die größten Erdbeeren der Gegend gestanden hätten. Letztere habe man nicht gern geholt, aus Furcht vor dem schwarzen Ritter, den man dort in mancherlei Gestalten gesehen und vor dem schwarzen Hund mit feurigen Augen und andern fabelhaften Dingen. Wenn nun von einem alten Schlosse die Rede ist, nicht von einer Burg, so ist gewiß, daß nicht bloß ein herrschaftliches Gebäude damit gemeint ist, sondern vielmehr ein befestigter Platz, theils weil der gemeine Mann in hiesiger Gegend die Ruinen einer Burg, wie z. B. in Köhren mit dem Namen: altes Schloß bezeichnet, theils weil auch die Fabel vom schwarzen Ritter eine Ritterburg — castrum, castellum — anzudeuten scheint. Ja, man nennt auch den letzten Besitzer Burghold Rosboth, welcher so hart und wild gewesen sei, daß er, wenn einer seiner Diener etwas ihm nicht recht gemacht hätte, diesen zu etwas höchst Gemeinen gezwungen hätte, woher im Orte eine gemeine Redensart entstanden sei. Es war also eine Ritterburg. Das einstige Dasein eines solchen Schlosses an bezeichnetem Ort scheint kaum bezweifelt werden zu können. Denn erstlich zeigt man noch den sogenannten Schloßgraben; ferner einen Platz, welcher die Teufelsbrücke genannt wird; auch sind bei Ausrodung der Bäume noch Steine gefunden worden, welche dem weißen Porphyre von Rüdigsdorf gleichen; auch hat mir vor ungefähr 15 Jahren ein Greis aus Rathendorf gesagt, daß ihm sein Großvater in Benndorfs Holze zwei Linden gezeigt habe, welche einstmals vor dem Thore des Schlosses gestanden hätten; von zwei Gräben ist ferner ein Plateau eingeschlossen, wo das Schloß gestanden haben könnte; desgleichen ist noch oberhalb dieses Platzes ein sumpfiges Terrain, sodaß daraus zur Speisung des Mühlgrabens das Wasser gekommen sein dürfte —“. Weiter berichtet Vogel eingehend über seine wissenschaftlichen Forschungen in Archiven, bei Autoritäten usw. über eine Familie v. Rosboth in Langenleube, muß aber gestehen, daß sich nicht die geringste Spur dafür fand, daß jemals dieses Geschlecht mit diesem Orte in Verbindung gestanden hätte, und fährt dann fort: „Ich bin auf den Gedanken gekommen, daß dieses

Schloß zur Zeit, wo die Wenden noch im Muldenthale hausten und dem Christenthum sich widersetzten, oder dafür gewonnen, wieder rückfällig wurden, entstanden sei sowie namentlich König Heinrich I. solche Schugburgen erbauen ließ. Nun hat es mir geschienen, daß, wie die ganze Umgegend von Penig, so besonders Langenleube, Plätze aufweist, wo heidnischer Gottesdienst getrieben worden sein dürfte. Etliche hundert Schritt von dem alten Schloß habe ich eine Vertiefung, eine Art Teich, neben einer reich fließenden Quelle gefunden, wo große Steine, wie sie hier gar nicht gefunden werden, gelegt waren. Vielleicht war dies ein heidnischer Opferplatz; denn gleich daneben fanden sich Schlacken, und als diese zu Wegebesserung weggenommen worden sind, hat man Böden von Töpfen gefunden mit kreuzartigen Zeichen; ferner ist in der Nähe auch der Höllborn (Helaborn), welcher seit einigen Jahren vertrocknet ist, seit auf dem Gut Stkstr. Nr. 100 ein Born vertieft worden ist. Wenn nun die Wenden hier hausten, oder in die Nähe sich zurückzogen, — wie noch heute eine halbe Stunde von hier der Altenburger Wendenstamm sich vorfindet, so ist es nicht unmöglich, daß dieses Schloß erbaut worden ist, um die Wenden abzuhalten, nimmer wieder an diesen heiligen Orten ihre Gottesdienste zu halten. Wie nun das alte Schloß, von dem man gegenwärtig keine Spur mehr sieht, verschwunden ist, darüber gehen zwar unzuverlässige Sagen, daß die Besitzer desselben Straßenraub getrieben und in Folge die Zerstörung ihrer Burg verwirkt hätten, es kann aber auch das Gebäude höchst haufällig geworden sein, so daß Einsiedel es seinem Schicksale überlassen, und wie das zu gehen pflegt, das Baumaterial nach und nach weggeschafft worden ist. Fünf Jahrhunderte thun da gar viel. Einer hat mir erzählt, die Besitzer des hiesigen Schlosses hätten im besseren Ruf gestanden als die auf dem Drachensfels und Rinnberg bei Penig. Deshalb habe sich einmal eine Karawane Kaufleute in den Schutz des hiesigen Schlosses begeben. Von hier habe man aber jenen Nachricht gegeben und so sei am Morgen darauf ein Ueberfall im Pachtholz geschehen, wobei die Kaufleute zu Grunde gegangen wären. Den Platz, wo sie gefallen seien, habe man als Begräbnisplatz eingefast und die Krägbeete (Gemüsegarten, wahrscheinlich wegen Umzäunung) genannt. In Folge dieser Geschichte sei das hiesige Schloß mit jenem in Drachensfels zerstört worden.—“ (Einsiedel hatte das Dorf Langenleube 1459 gekauft. Der sächsische Anteil des Dorfes gehörte zum Rittergut Sahlis).

Daß an dem beschriebenen Ort ehemals bis gegen Ausgang des Mittelalters ein Schloß, das archivalisch nie angedeutet wird, in der Gabelung zwischen den beiden dürftigen Gräben geragt hätte, halte ich für völlig ausgeschlossen, zumal diese Stelle, ein kleines, sehr spitziges Dreieck, für einen solchen Bau, der sogar als bedeutende Burg angesprochen wird, gar nicht einen nur einigermaßen genügenden Raum bot. Selbst wenn man Baumaterial fortgeschafft hätte, müßten im Grund doch wohl noch Spuren davon überliefert worden sein, vor allem müßte er sich auch durch die Farbe von dem benachbarten Gelände abheben. Davon ist aber gar nichts zu bemerken. Vogel teilt ausdrücklich mit, daß man vom Schloß keine Spur mehr sieht und weiß von ausgegrabnem Eisenzeug, Waffen, Ziegeln, Mörtel, Scherben usw. an der fraglichen Schloßstelle kein Wort zu berichten. Eine wirkliche Brücke kann nie vorhanden gewesen sein, weil das Gelände keine verlangte, und es ist deshalb nicht recht ersichtlich, weshalb ein „Platz“ den Namen Teufelsbrücke geführt haben soll, den ich sonst für Langenleuba nicht belegen konnte. Daß die alte Flur der Burgliegenschaft aufgeteilt wurde, ist unglaublich, da die Hufenteilung im ganzen Dorf völlig gleichmäßig erscheint, die am alten Schloß anliegenden Landstreifen durchaus keine andere Form und Größe haben als die übrigen. Was sonst als Zeugnis für das Bestehen der Burg angeführt wird (das Vorkommen von *Crocus*, außergewöhnlich große Erdbeeren usw.), ist schwerlich von Belang. Unter der *Crocus*art, die vor etwa 50 Jahren vor Vogel dort geblüht haben soll, ist vermutlich Herbstzeitlose zu verstehen, die früher auch bei Röchlig (z. B. hinter dem Pachtgut in der Reßlingsaue) vorkam. Von einem Wall des alten Schlosses meldet Vogel nichts mehr.

Veranlassung zu der Schloßfabel gab wohl ursprünglich das Vorhandensein des von Vogel erwähnten, in der Nähe der fraglichen Stelle befindlichen Tümpels, welcher dem Gelände den Namen „Schwarzes Loch“ eingebracht haben könnte. Daß sich hier, etwa um den Beginn der Kolonisationszeit herum, eigenartiges Getriebe abgespielt haben muß, dürfte aus dem Vorhandensein der Scherben mit Kreuzzeichen, die sicher von deutschmittelalterlichen Gefäßen stammten, zu schließen sein. Eine klare Vorstellung von dem Fund kann man sich freilich nicht machen. Nach Vogels Bericht scheint es, als ob diese Topftrümmer von einer späteren Schlackenschicht bedeckt gewesen wären. Den Kreuzzeichen nach gehören die betreffenden Gefäße, auf die später zurückzukommen sein wird, in die ältere deutsche Zeit.

bis etwa 1300. Wahrscheinlich hatte man in jenen Jahrhunderten Wasser der Quelle entnommen, wobei manches Gefäß in Stücke ging, die liegen blieben. Um die sumpfige Umgebung der Quelle wohl gangbarer zu machen, hatte man allmählich Steine und Schlacken dort aufgefällt, denn auf diese Weise werden auch jetzt noch häufig genug morastige Flecke auf Wegen und Plätzen, zumal in Dörfern, gebessert. Die Wasserstelle scheint noch lange benutzt worden zu sein. Daß das Wasser, welches man ehemals, z. B. in der Kolonisationszeit, oft und zwar mit Tongefäßen im Schwarzen Loch schöpfte, zu einem Alltagsgebrauch diente, ist schwerlich anzunehmen, da sich die Stelle auf der äußersten Dorfflurgrenze im Wald, weitab von bebauten Grundstücken und den an der Dorfbach gelegenen Gütern befand.

Daß sich an das Schwarze Loch allerlei abergläubische Anschauungen knüpften, deutet schon Vogel in seinem Bericht an; sie mögen aus heidnischer Zeit herübergenommen sein. Wie der Ausdruck „Teufelsbrücke“ erkennen läßt, hätte auch der Satan selbst an der betreffenden Stelle sein Wesen getrieben. Als Sage hörte ich außerdem, daß im alten Schloß ein Ritter begraben wäre. Im anstoßenden Pflanzholz soll es nicht ganz geheuer sein; man spricht vom Erscheinen des wütenden Heeres. (In der Nähe des Pflanzholzes sind verschiedensch. Steinbeile gefunden worden.) —

Merkwürdigerweise bringt eine offenbar gelehrte Sage die Anlagen von Langenleube und Schlaisdorf in Verbindung mit den sogenannten Raubschlössern Zinnberg und Trachenfels, mit denen sie geschichtlich in gar keiner Beziehung stehen. Alle vier sollen als Raubnester zusammen vernichtet worden sein.

Zinnberg bei Penig hat als Feste dieses Schicksal sicher nicht gehabt. Seit 1329, seit dem Aussterben der Altenburger Burggrafen befand sich Zinnberg im Besitz der Leisniger Burggrafen, deren Linie 1538 erlosch. Die Burggrafen von Leisnig waren wie ihre Vorgänger keine Raubritter, bekannten sich vielmehr zu der 1384 gegen das Raubrittertum erlassenen Chemnitzer Landfriedensordnung. Die Zinnbergfeste verfiel wahrscheinlich in der Hauptsache von selbst, als sie keinem kriegerischen Zweck mehr diente. 1495 wird urkundlich als Grenzpunkt der Muldenfischerei*) angegeben „der Zinnberger thurm, do das gemeuer eingefallen ist“, und 1513 erneuert Herzog Georg dem Burggrafen von Leisnig seine Besitzverschreibung**), in der u. a. genannt wird:

*) Schöttgen und Kreyffig, II, S. 351. — **) Ebenda, S. 356.

die Stadt Penig, „der hoff, das forweg, und dorff Zinnberg.“ Ganz sonderbar muß demnach z. B. die Angabe in Schumanns Lexikon anmuten, daß Zinnberg und Trachenfels 1488 durch den schwäbischen Bund (!) zerstört worden wären.

Der Trachenfels liegt zwischen Penig und der Höllmühle im schönburgischen Forst. Von einer dortigen Burg Trachenfels berichtet keine Urkunde. Der Wald allda hieß schon 1357, 1366, 1485^{o)} Trachenfels, 1357 auch Teufelsbrücke; er hat seinen Namen erhalten von einer Kuppe am Goldbach in dem Forst, die im besonderen Trachenfels genannt wird. Sie hat nur sehr mäßigen Umfang, bietet Raum bloß für ein höchst bescheidenes Gebäude, aber sicher nicht für eine Burg, wonach sich ein angesehenes Geschlecht v. Trachenfels hätte nennen können. Daß auf der Höhe im Mittelalter ein kleines Anwesen bestand, ergab die Nachgrabung von Lehrer Veil (Bericht in der 7. Nummer des Burgwart, 1899). Jedoch ist m. G. nicht nachgewiesen, daß dieser Bau eine Befestigung war. Bei der Nachgrabung sind z. B. Waffenreste, Pfeilspligen, Bolzenbeschläge u. dgl. nicht gefunden worden. Von einem Trachenfels-Raubschloß spricht m. W. zum erstenmal um 1550 Seb. Meyer in seiner handschriftlichen Peniger Chronik; er weiß über das Schloß nichts Genaueres anzugeben, meint nur, daß es von Markgraf Friedrich dem Freidigen (+ 1324) zerstört sein möchte. Andere Schreiber versetzen die gewaltsame Vernichtung dieser sagenhaften Raubfeste in viel spätere Zeit, also in Tage, in welchen die Anlagen von Schlaisdorf, Längenleuba sicher schon längst nicht mehr benutzt wurden. —

In wendischer Zeit hat Längenleuba als Dorf schwerlich eine Rolle gespielt, wenn es auch möglich ist, daß hier einige vereinzelt Slawen hausten. Es seien hier noch einige Wallanlagen behandelt, die sich in einer benachbarten Gegend befinden, die in der Wendenzeit ebenfalls fast unbefiedelt war und erst durch die Deutschen dem Ackerbau wieder erschlossen ward, in der Waldheimer Pflege, die zweifellos vor der Wendenherrschaft im Lande einmal dichter bevölkert gewesen war. Ich kann mich in folgenden kürzer fassen, da ich mehrere einschlägige Abhandlungen veröffentlicht habe, auf die ich verweise; z. B. Ueber urgeschichtliche Felderforschung in der Waldheimer Gegend, 1912; die Wallanlagen zu Biegra und Kriebstein (Hörschen). 1913. —

^{o)} Dresden, Hauptstaatsarchiv.

Der Kriebsteiner Wall bei Höfchen.

Diese Anlage befindet sich im Kriebsteiner Forst auf der Grenze mit Höfchen, südlich vom südlichsten Dorfgehöft unmittelbar an dessen Garten, auf einer der Felsenkuppen, die sich dort an der Zschopau aufstürmen. Auf Oberreits Karte und dem Meßtischblatt wird die Anlage nicht benannt; im Volksmund heißt sie schlechtweg „der Waal“ (Wall). Der rundlichen Bergkuppe lagert sich nur im Nordosten und Osten ein Stück parallel zu ihr verlaufenden Wallzugs vor, welcher von der letzteren durch einen in der Sohle bis ungefähr 3 m breiten Graben getrennt ist und dessen Kammhöhe zum größten Teil viel tiefer als die umschlossene Kuppe liegt, da er der Neigung der Bergabdachung folgt. Zweifellos war der aufgeschüttete Damm, welcher in der Hauptsache aus Steingeröll besteht, von gleicher Länge wie der Graben; jetzt fehlt der Wall im Norden, so daß der Graben hier ohne begleitenden Erdzug ist. Letzterer müßte im Garten der benachbarten Wirtschaft verlaufen, ist aber an dieser Stelle offenbar eingeebnet. Nach Westen und Süden fällt der Wallberg ganz steil ab; hier hat augenscheinlich nie Damm bestanden.

Ein klares, einheitliches Bild von der ursprünglichen Beschaffenheit der zu diesem Wall gehörigen Anlage läßt sich nicht gewinnen, da letztere durch spätere Rod- und Steinbrucharbeit arg mitgenommen ist. Sie hat eine annähernd elliptische Form; Axenlängen etwa 27 und 18 m. Die schon von Natur an ziemlich buckelige Oberfläche zeigt einige nachträglich bei verschiedener Waldarbeit eingerissene Vertiefungen unregelmäßiger Form. Der Felsen tritt oben mitunter zu Tage; der an anderen Stellen befindliche dünne Erdüberzug ist in der Hauptsache durch Verwitterung des Gesteins entstanden.

Bei der sehr schlechten Erhaltung der Anlage konnten die Ausgrabungen nur an gewissen, beschränkten Stellen vorgenommen werden, aber überall, wo eine derartige Arbeit möglich war, habe ich den Boden bis auf den Felsen durchgegraben, wobei ich ständig von Waldheimer Real-
schülern unterstützt wurde. Die Genehmigung erteilte hierzu Kammerherr v. Arnim auf Kriebstein.

Der Boden unter dem Rasen war an einigen Flecken im Feuer gerötet; gebrannte Lehmbröckelchen verteilten sich im Boden über die ganze Kuppe. Eine besondere herdartige Steinsetzung ließ sich nirgends nachweisen; man scheint aber Feuerstellen mit Schutt überworfes zu haben. Mauer- oder Baubrandschutt ergab sich nicht. Die bedeutendste

Feuerungsstelle lag im Süden; an ihr war eine starke Lehmverziegelung bemerkbar, die sich nach oben ziemlich hart, nach unten weicher, krümeliger herausstellte. Sie zog sich an der Schräge einer natürlichen Bodenschwellung in einer Länge von etwa $1\frac{1}{2}$ m bei einer mäßigen Breite hin. Von Asche und Holzkohle war nur äußerst wenig zu bemerken. Die Stelle ergab die einzigen Knochen der ganzen Anlage; es waren nur wenig dürstige, im Feuer oder in der heißen Asche gebrannte Reste, die vermutlich ausschließlich von Geflügel herrührten. Weiter lieferte die Stelle neben einer großen Menge von Scherben einen Spinnwirtel, ein eisernes Beschläge und einen hohlen, 270 gr schweren Eisengegenstand, der die Form eines gedrückten Pfannkuchens besitzt. Diese Eisensachen lagen mehr nach oben, unter dem Rasen. Die Scherben an dieser Stelle waren z. T. sehr groß, bauchig, hatten eine Spannweite bis zu 20 cm. Die ganze Fundschicht dieser Stelle erstreckte sich bis $\frac{1}{2}$ m tief an der Lehne der Bodenschwellung hin unter einer sehr dünnen Erddecke.

Dieselbe Art der Scherben, wie sie an dieser Feuerungsanlage auftraten, waren im Boden der ganzen Ruppe einzeln verstreut. Fast alle diese Gefäßrümpfer zeigen das Gepräge des mittelalterlichen deutschen Geschirrs; doch konnte ich bemerkenswerterweise keine Spur der Laufradverzierung entdecken. Von Henkeln fand ich einen einzigen; er zeigt Bandform mit tiefen Einschnitten. Nur wenige archaische Scherben könnte man vielleicht der ausgehenden sorbischen Töpferei zusprechen. Sie stammten von zwei großen, rotgelben Töpfen in wendischer Form und grober Masse, haben ein flüchtig eingerissenes grobes Wellenornament, das nicht mit Kamm eingerissen ist, verraten aber den Gebrauch der Drehscheibe und besitzen keine Ausgußgliederung. Nur ein einziger Gefäßboden führte ein Zeichen: Ein griechisches Kreuz mit umschließendem Kreis; das Stück lag auf der großen Feuerstelle.

Außer den oben angeführten Eisengegenständen wurden dem Bodeninnern noch entnommen zwei nagelartige Stiftchen und ein kleines Hufeisen. Letzteres, mittelalterlicher Art, ist grifflos; seine verschieden gebildeten Stollen stellen sich als Verköpfungen der Armenden dar; jeder Arm enthält drei viereckige Löcher, jedes mit einer seitlichen blinden Vertiefung. Eine Nagelrinne fehlt. Das Eisen scheint gar nicht gebraucht zu sein. In der Rasendecke trat schließlich eine Armbrustbolzenspize, die wahrscheinlich erst nachträglich, vielleicht gelegentlich der Jagd, dorthin gekommen war.

Da die Anlage in nächster Nähe einer Wirtschaft liegt, so ist nicht ausgeschlossen, daß auch andere Eisensachen erst nachträglich an die Stelle gekommen sind.

Sage. Ehemals soll der Priester von dieser Wallanlage aus nach dem über der Bschopau gegenüber gelegenen Dorf Falkenhain gepredigt haben. —

Das „Raubschloß“ bei Ehrenberg.

Dieses Denkmal ist auf Oberreits Karte als „Raubschloß“ verzeichnet. Von Ehrenberg zieht sich nach Süden auf dem rechten Bschopauufer ein waldiger Höhenzug, dessen südlichste Kuppe das Raubschloß bildet. Es liegt im südlichen Grenzwinkel der Ehrenberger Rittergutsflur. In der anstoßenden Talsenkung verläuft die Hermsdorfer Grenze; ehemals ging dort auch die Scheidelinie zwischen Leipziger und Gebirgischem Kreis.

Ihrer Form nach erinnert diese Anlage an einen hohen Stulphut mit aufgeschlagener Krampe. Eine rundliche, etwas langgezogene Kuppe ist an ihrem Fuß mit einem mäßig hohen Wall besetzt. Von der einen Seite betrachtet erscheint die Kuppe, die sicher für ein Schloß oder eine Befestigung keinen Raum bietet, kegelförmig. Als ich die Stelle um 1900 besichtigte, war die ganze Anlage frisch mit Nadelholz besetzt worden; die Stämmchen hatten erst eine Höhe von etwa $\frac{1}{3}$ m, und die frischen Pflanzlöcher waren noch nicht mit Rasen überzogen. In ihnen und auch an verschiedenen Stellen der Walloberfläche sowie der begleitenden Grabenvertiefung lagen ziemlich viel gut erhaltene deutschmittelalterliche, blaugraue Scherben und größere, ausgehackte, im Feuer rot bis schwärzlich gebrannte, mit allerlei röhrenförmigen Böchern durchzogene Lehmklumpen. Es erweckte den Eindruck, als wenn am Fuß der Anlage Lehmflächen durch Brand gehärtet, verziegelt worden wären; bei der Einrichtung der Pflanzlöcher schien man die Kruste z. T. durchgehauen zu haben. Von wendischen Scherben oder älteren Fundgegenständen, von Wauschutt konnte ich keine Spur entdecken. Eine Nachgrabung in der Schonung war natürlich ausgeschlossen, wird auch in den nächsten Jahrzehnten schwerlich durchführbar werden.

Das „Raubschloß“ Ringethal.

Ringethal heißt in der mittelalterlichen Matrikel des Bistums Meißen Ringenthal, Ringental und unterstand der Sedes Roswen. Seit der Gründung der slawischen Bistümer 968 hat die Bschopau in der Gegend Kriebstein, Ehrenberg,

Ringethal usw. stets die Scheide zwischen Bistümern ab-
gegeben.¹⁾ Sicher hat es ursprünglich ein Geschlecht gegeben,
das sich nach dem Rittergut Ringethal benannte, doch kommt
m. W. kein Vertreter dieser Familie urkundlich vor. Der
erste nachweisbare Besitzer dieses Gutes ist nach dem Pehn-
buch Friedrichs des Strengen um 1350 Petrus de Lubchwitz,
dem nicht nur das Allod „Ringental mit Fischereien, Wäldern
und anderen Zubehörungen“ gehörte, sondern der auch Zinsen
aus den Dörfern „Valkinhain, Hermannsdorf, Erlbach,
Ringental“ bezog. Nach Hermanns Mittweidaer Chronik
kam 1358 zwischen Gerhard von Lübschewitz auf Ringethal
und dem Mittweidaer Pfarrer ein Vertrag zustande, nach
welchem ersterem u. a. das Erlicht, eine Wiese, bei Ringe-
thal, letzterem besonders das Patronatsrecht über die Dorf-
kirche zugesprochen ward. Gegen Ausgang des 15. Jahr-
hunderts lag das Gut in den Händen des Geschlechts v.
Hayn (Hahn). In nachmittelalterlicher Zeit gehörte Ringethal
zum Freiburger Amt.

Die Wallanlage, in Oberreits Atlas als „Raubschloß“
angegeben, gehört dem Rittergut und liegt auf der Höhe eines
Felsens, der nach der Zschopau zu steil abfällt, während er
von der entgegengesetzten Seite aus betrachtet, ursprünglich
kaum eine besonders hervortretende Kuppe gebildet hat, da
hier das Gelände teilweise noch höher als er selbst liegt.
Die Zschopau bildet dort die Grenze mit Lauenhain.

Vor reichlich 100 Jahren wurde die Wallanlage das
Opfer einer liebenswürdigen Spielerei, welche das alte Denk-
mal durch Umbauten so stark veränderte, daß sein ursprüng-
liches Aussehen so gut wie ganz verloren ging. Es sei
deshalb zunächst angeführt, was Schumanns Verikon über
die Anlage berichtet: „Am interessantesten ist, am weitesten
im Norden, die alte Burg oder das Raubschloß, eine künst-
liche Ruine, die aber dennoch von historischem Interesse ist,
weil hier höchst wahrscheinlich die kleine Gottesburg stand,
von welcher in nur wenig Urkunden, aber desto mehr in
der Tradition die Rede ist. Nach Proccensteins(?)²⁾ An-
nahme hat hier die sorbische, schon vor wenigstens 800
Jahren zerstörte Burg Grunado (Gozne) gestanden; andere
halten es für die Burgwart Rochlinti. — Daß aber
wenigstens in den ersten Zeiten des deutschen Mittelalters
Ritter ihr Wesen hier getrieben haben mögen, bezeugen die
doppelten Wälle und Gräben, welche den Felsen umziehen,
der als isolierte, gegen 70 Ellen hohe Klippe an der Zschopau

¹⁾ Bistumsarten von Posse im Cod. dipl. Sax. reg I, 1

²⁾ Gemeint ist wohl Beckenstein.

die neuen Ruinen trägt, bezeugen ferner die Pfeilspitzen, Schwertklingen usw., welche man hier ausgrub, der unterirdische Gang in der Nähe der Burg (er ist ein großes Stück aufgeräumt) und andere Merkmale. Die Ruinen sind so natürlich nachgeahmt, daß sie von den Lauenhayner Höhen aus den Unkundigen durchaus täuschen müssen.“ Das Rittergut kam 1799 in den Besitz des Oberflächenmeisters Freiherr v. Rackwitz, der 1818 starb. Er, der von Schumann als „einer der feinsten Kunstkennner seiner Zeit“ hingestellt wird, verschönte das Schloß mit Umgebung, legte auch die Ruine des Raubschlosses, die freilich theatralisch-phantastisch genug wirkt, an.

Die dortige mittelalterliche Anlage glich wohl zum guten Teil ursprünglich derjenigen bei Ehrenberg oder auf dem Rochliger Ragenstein. Die schmale, unregelmäßige Kuppe des Ringethaler Raubschlosses ist etwa 20 m lang; der Felsen liegt hier zu Tage. Sie weist einen etwas höher und einen ungefähr 1,70 m niedergelegenen Teil auf. Auf dem ersteren ist ein unfertiger abenteuerlicher Turm (4,5 m im Bichten, Mauerstücke 1,10) angebracht mit 3 Fensteröffnungen und einer Tür. Daneben errichtete man am steilen Abgrund noch ein Stück Umfassungsmauer mit sehr naturwüchsigem Fenster. Auf dem niedrigeren Ruppenteil wurde weiter ein Stück Grundmauer eines gleich starken Rundturmes angelegt, die aber nur durch einen Dreiteilkreis angedeutet wird. Die beiden Türme liegen bloß etwa 12 m von einander entfernt. Der Fuß der Kuppe wird jetzt auf der Waldseite durch zwei Reste runder Wälle umsäumt. Den obersten trennt vom Felsen ein ca. 12 m breiter Graben; von ihm bedeutend weiter entfernt zieht sich der äußerste hin, der mit einer nachträglich aufgesetzten Mauer bekrönt und zum Ueberfluß weiter mit einem unterirdischen, gemauerten Durchgang versehen ist. Schon die Art des Mörtels an dieser Mauer läßt genügend erkennen, daß sie mittelalterliche Tage nicht geschaut hat. Allem Anschein nach hat man bei dem Ruinenbau die ursprünglichen Gräben stark vertieft, z. T. vielleicht sogar ganz neu geschaffen, indem man dort das Material zum Bau mit ausbrach. Auch die Dammzüge scheinen erhöht und verstärkt worden zu sein. Der äußerste Wall ist möglicherweise von Haus aus eine natürliche Bildung. Ein klares Bild von der ursprünglich überlieferten Anlage läßt sich nicht gewinnen, sicher auch nicht durch eine etwa noch zu veranstaltende Ausgrabung, die von vornherein wohl als aussichtslos betrachtet werden müßte.

Mauerwerk hat auf dem Raubschloßfelschen offensichtlich nie gestanden. Obgleich ich ihn öfters absuchte, habe ich dort nicht die geringste Spur von mittelalterlichem Bau- schutt, kein Stückchen Dach- oder Mauerziegel, keinen Rest eines Werkstückes, keinen losen Mauerstein mit anhaftendem Mörtel o. ä., nicht einmal einen mittelalterlichen Scherben entdecken können, während solche Dinge doch z. B. in der Ruine des Fürstenwaldes ganz gewöhnlich vorkommen. Daß Mauern ursprünglich vorhanden waren, sagt auch Schumanns Verikon nicht. Mittelalterliche Werkstücke hätte man wohl zweifellos am Neubau der Ruine wieder versetzt; aber auch diese enthält nichts davon. Daß Schwertklingen, Pfeilspitzen gefunden worden wären, ist m. E. lediglich eine fromme Vorspiegelung, um der Ruine den Nimbus ritterlicher Romantik zu sichern; auf die einschlägigen Angaben von Schumanns Verikon, das willig in solchen archäologischen Angelegenheiten kritiklos die Mitteilungen seiner Bericht- erstatter oder Mitarbeiter annahm, kann schwerlich viel gegeben werden. Selbst wenn man derartige Gegenstände Gläubigen vorgezeigt hätte, so ist damit noch gar nicht gesagt, daß es sich dabei um wirkliche Funde von der be- treffenden Stelle handelte. Die nackte Felsenkuppe vermochte solche Sachen gar nicht jahrhundertlang zu bergen; von Eisenzeug, das von einem Bau herrührt, wie Beschläge, Haspen, Schlösser usw., wovon wohl viel mehr hätte gefunden werden müssen, verlautet kein Wort. Velder erfährt man auch nichts von etwa entdeckten Gefäßtrümmern, rot ge- branntem Lehm, also von Einzelheiten, die bei der Be- wertung der ehemaligen Anlage von besonderer Bedeutung erscheinen. Daß ein unterirdischer Gang mit der unbe- deutenden Felsenanlage in Verbindung gestanden hat, wird schwerlich jemand glauben, der sich mit einschlägigen Forschungen abgegeben hat; die Einfügung des unterirdischen neuen Durchgangs unter dem Wall ist trotz seines malerischen Aussehens ganz unzumuthig, da er dem Grabenwasser ausgesetzt erscheint. Von der Burg Gozne, die nach Schu- mann in Ringethal gelegen haben soll, berichtet er an an- derer Stelle, daß ihr Standort der Treppenberg bei Sachsen- burg gewesen sei. Dorthin versetzt sie, die ursprünglich Gwoznie hieß, auch Bosse im Cod. Dipl. Sax. reg. I, 1, S. 191. Das früher oft genannte Rochlinti ist Rochlitz, der Vor- ort eines Burgwards, der bei Thietmar verschieden benannt wird.

Außerhalb des Holzes, in dem die Ruine steht, fand ich auf dem anstoßenden Feld der „Sahnlade“ ziemlich viel,

z. B. auch geglähte Steinspäne, Feuersteinkernstücke, auch vereinzelte deutschmittelalterliche, graue Scherben und ein grob geschlagenes, ungeschliffenes Feuersteinbeilchen. Wendische oder noch ältere Gefäßtrümmer konnte ich dort nicht sicher nachweisen. Das Wort Hahn(-Wald) kommt in Flurnamen unserer Gegend ziemlich häufig vor. Nordwestlich vom Raubschloß liegt in geringer Entfernung der Pfaffenstein, eine Felsenkuppe, von der verschiedene Sagen gehen. Auf dem Feld hinter ihm fand ich ebenfalls verschiedene Feuersteinspäne, vor allem aber auch mehrere sehr schöne Späne aus Gwandsteiner Wandjaspis. —

Am Raubschloß soll ein aus einem Krieg stammender Schatz verborgen sein, auch soll dort eine Prinzessin begraben sein. Bei den nördlichsten Dorfhäusern liegt „die Geistergasse“, die in einen Weg nach dem Raubschloß übergeht; in der Gasse soll der Reiter ohne Kopf spuken. — — —

In keiner Wallanlage der weiteren Rochlitzer Pflege weist der Boden mehrere übereinander liegende Schichten mit Funden verschiedener Kulturepochen auf, nie stieß ich auf mauerartige Steinsetzungen. Man findet nur steinichtes, naturwüchsiges Erdreich, das in fast allen Anlagen vorwiegend Streuscherben, selten einen anderen losen Fund, veriegelte Lehmbrocken oder eine Feuerstelle enthält. Bei meinen einschlägigen Arbeiten konnte ich den Spaten wegen der Steine und Wurzeln nur selten verwenden; meist benutzte ich eine schmale Hacke zum Aufbrechen des Grundes; auftretende größere Steine, zumal an einer Feuerstelle, hob ich mit dem Segmeißel vorsichtig. Wo ich gehackt und gegraben habe, bin ich regelmäßig bis auf den Felsen Grund gegangen, auch habe ich in jeder Anlage an den verschiedensten Stellen abgebaut. Die gelockerte und durchsuchte Masse wurde mit Schaufel und Kelle seitlich breit geworfen, dann habe ich sie meist noch ausgeschwemmt oder vom Regen auswaschen lassen, um etwa weitere winzige Kleinigkeiten bergen zu können, bevor die Füllung in die entstandenen Löcher und Gruben zurückgeschüttet wurde. Möglicherweise haben manche der im Boden vorkommenden Streuscherben usw. ursprünglich auf der Oberfläche gelegen, sind aber früher bei Waldarbeiten (Stockrodungen u. dgl.) in das Grundinnere gelangt. Ueber die Grabungsergebnisse habe ich regelmäßig Buch geführt, von besonderen Stellen wie Feuerungsanlagen Skizzen aufgenommen. Die gemachten Funde liegen z. B. in meiner im Museum des Rochlitzer Geschichtsvereins aufgestellten Sammlung aus. In Geröllhausen, die gelegentlich bei Wallanlagen vorkommen und

allerlei bei Seite geworfenen Abraum von den bebauten Grundstücken enthalten, vermochte ich nie einen älteren Fund zu machen, während ich auf solchen Schutthäufen in anderen Strichen gelegentlich ein Steinbeil, Kernstück, vorgeschichtliche Scherben nachweisen konnte. Wurden in und bei den Wällen von Bauern Erdarbeiten wie Rodungen, Grabungen u. ä. vorgenommen, so habe ich diese Vornahmen stets verfolgt, freilich ohne daß mir dabei ein nennenswerter Fund in die Hände gefallen wäre. Meine ständigen Untersuchungen und Beobachtungen der Wallanlagen umfassen einen Zeitraum von etwa 30 Jahren. Anfangs beschäftigte ich bei den Grabungen auch mehrfach Tagelöhner; da dieselben jedoch nicht sorgfältig genug vorgingen und zu wenig aufpaßten, sah ich nach kurzer Zeit von ihrer Mithilfe ganz ab, grub aber öfters in Gemeinschaft von Studenten, Lehrern usw.

Weitere Grabungen in diesen Anlagen der Rochlitzer Pflege halte ich bei deren Eigenart, bei ihrer großen Armut an Funden für ziemlich zwecklos, da durch solche Arbeiten schwerlich neue aufklärende Aufschlüsse erzielt werden würden. Die allgemeine prähistorische Landesforschung kann auch nur da graben, wo Anzeichen vorhanden sind, daß sich die Arbeit lohnt, wird aber nicht aufs Geratewohl in gewachsenen Boden einschlagen oder das Erdreich eines ganzen Staates durchstechen. Jeder wissenschaftlichen Untersuchung sind Grenzen gezogen.

Eine wichtige Frage ist: Aus welcher Zeit stammen die behandelten Anlagen und welchen Zweck hatten sie? Diese Frage wird sich wahrscheinlich nie völlig sicher beantworten lassen, doch ist ihre Erörterung unumgänglich nötig.

Auf Grund meiner eingehenden Untersuchungen erscheint es mir bedenklich, die Entstehung der Wallanlagen in prähistorischer Zeit, vor den Tagen der Wendenherrschaft suchen zu wollen. Aus der Form der Bauten ist sicher kein Anhalt zu ihrer Zeitbestimmung zu gewinnen; sie sind verschiedenartig gestaltet. Ob einer davon in ältester Zeit ein Tor, d. h. einen mit Absicht hergestellten Eingang besaß, erscheint äußerst fraglich. Wenn verschiedene Wälle von Anfang an nicht geschlossen waren, sondern sich tot liefen, in den Anlagen demnach auf mindestens 50 m der Damm aufhörte, so läßt sich der walllose Raum zwischen den allmählich immer niedriger werdenden Dammenden schwerlich als Tor auffassen. Mehrere der jetzigen Tore, z. B. in Lastau, Fischheim, Biesern, Wechselburg, sind nachweislich

erst in neuester Zeit entstanden, andere Wälle haben heutzutage noch keins, z. B. Doberenz. Bei den Quermällen, wie z. B. in Röttern, war und ist ein Tor als Durchschneidung des Dammes unnötig und fehlt hier. Am Rötterner Mittelwall ist an der Seite nachträglich von ihm ein Stückchen abgeschnitten worden; das Ende ist also verkürzt, um das Gelände am steilen Bergabhang gangbar zu machen. Ein alter verwachsener Toreingang ist zwar in Laßtau außer dem neuen vorhanden, doch liegt gar kein Beweis vor, daß ersterer mit dem Wallbau selbst angelegt wurde; er kann auch nachträglich wegen der Holzfuhrn usw. geschaffen worden sein.

Wenn die Anlagen in vorwendischer Zeit bestanden hätten, so müßten m. E. in ihrem Innenraum ganz gewöhnlich Massen vorwendischer Scherben vorkommen. Diese fehlen aber, während slawische und frühdeutsche Gefäßtrümmer in beträchtlichen Mengen auftreten. Ich glaube, daß die ältesten dieser Bauten unserer Pflege von Wenden geschaffen und zum guten Teil noch von Deutschen, die sogar bei Errichtung der jüngeren dieser Werke in Frage kommen könnten, mit benutzt wurden; nach meinem Dafürhalten sind die ältesten dieser Wälle schwerlich viel über 1000 Jahre alt. Der Umstand, daß in den betreffenden Anlagen mitunter auch ein loser Einzelfund, der aus früherer Zeit stammen könnte, z. B. ein Steinbeil, entdeckt wird, vermag diese Ansicht nicht zu entkräften, denn es wäre doch leicht möglich, daß ein derartiges Stück z. B. bereits vor Ausführung der Wälle an Ort und Stelle gelegen hätte oder später als Fundstück dorthin gebracht worden wäre. Auf diese Angelegenheit wird später zurückzukommen sein. Einen prähistorischen Bronzegegenstand habe ich in den Wällen nie angetroffen, auch nicht das dürftigste Bruchstück davon.

Von besonderer Bedeutung für die Zeitbewertung der Wälle erscheint mir der Umstand, daß in und bei den meisten deutschmittelalterliche Scherben in größeren Mengen auftreten, daß in manchen Anlagen sogar Trümmer augenscheinlich nur deutschmittelalterlicher, aber keiner wendischen Gefäße nachweisbar waren. Unter deutschmittelalterlichem Geschirr verstehe ich dasjenige, das der ältesten Zeit nach Eroberung des Landes durch die Deutschen angehört, keineswegs will ich aber mit dem betreffenden Ausdruck andeuten, daß diese Ware von deutschen Töpfern hergestellt sein muß. Sicher waren die Verfertiger unserer Tongefäße im Mittelalter, zumal im 11.—13. Jahrhundert, vorwiegend, wenn nicht gar ausschließlich, Wenden, die von den Deutschen lernten, ihr Geschirr nachahmten. Der deutsche Handwerker wanderte

offenbar erst Jahrhunderte nach der Eroberung des Landes ein, das bis ins 12. Jahrhundert herein keine Stadt und keinen städtischen Handwerker besaß. Alles deutet darauf hin, daß die Töpfer Westsachsens in ältester deutscher Zeit lange nicht vollwertig angesehen wurden, daß sie wohl Unfreie waren. Ihr Gewerbe bildete kein ausschließlich städtisches. In Städten mußte es außerhalb der Ringmauern betrieben werden, während andere Feuerarbeiter, die den Zünften angehörten, wie Schmiede, Brauer, Bäcker usw., innerhalb der Stadtmauer arbeiteten. Die Töpfer erlangten das Meilenbannrecht nicht; auf den Dörfern wurde viel getöpfert, worüber wir, was die Rochlitzer Pflege anbelangt, wenigstens seit dem 16. Jahrhundert gut unterrichtet sind. Töpfereien lassen sich für alte Zeit nachweisen in Claußnitz, Wiederau, Topfseifersdorf, Schoppelschorn, Wechselburg, Königfeld, Roßwitz, Miltau, Croffen usw. In Königshain und Wiederau hielten die Töpfer ursprünglich Sonntags auf dem Kirchhof feil, was 1594 verboten ward. Tongeschirr wurde zum mindesten seit der ältesten deutschen Zeit viel bei uns verbraucht; aber in anbetracht des sehr geringen Ansehens, welches die Töpfer bei den Deutschen genossen, werden sich letztere schwerlich stark herbeigedrängt haben, das mißachtete Gewerbe auszuüben. Möglicherweise waren auch in den großen Waldungen unsrer weiteren Umgegend, z. B. in der Waldheimer Pflege, schon frühzeitig einzelne Wenden vorhanden. Sie mögen sich hauptsächlich von den Erträgen des Waldes oder fischreicher Gewässer wie der slawisch benannten Schopau genährt haben. Die außerordentliche Seltenheit wendischer Scherben in jenen Strichen ließe sich damit erklären, daß diese verstreuten sorbischen Siedler so gut wie nicht töpfereten, kaum tönernes Geschirr verwendeten, vielmehr Gefäße aus Leder, Holz, Wurzel- und Rindengeflecht, das mit Erde, Pech, Harz überzogen war, gebrauchten. In der Spätzeit, beim Einrücken der Deutschen retteten sich wohl auch einzelne flüchtige Sorben aus den Gebieten der Rochlitzer Pflege in benachbarte Großwälder, andere mögen als Hörige von ihren ursprünglichen Wohnsitzen nach nahegelegenen, bisher unbebauten Strichen, wo die Deutschen zunächst Ritteritze, wie Ringethal, Ehrenberg, Bärwalde—Kriebstein gründeten, verschickt worden sein. Das Wendentum blieb trotz seiner Unterjochung noch jahrhundertlang lebensfähig. Wendisch wurde in unsrer Gegend nebenbei bis um den Ausgang des Mittelalters zweifellos viel gesprochen. Der Gebrauch dieser Sprache starb erst auf Grund von Verboten allmählich

ab. 1327 wurde sie bei Gerichtshandlungen untersagt in Zwickau, Leipzig mit zugehörigen Gebieten, erst 1424 im Meißnischen. In Rochlitz tagte im Mittelalter das Saupengericht, das zweifellos aus slawischen Verhältnissen hervorgegangen ist. Der lange Fortbestand des Wendentums war besonders günstig für die Ueberlieferung slawischer Flurnamen und mythischer Flursagen, die sicher aus altheidnischer Anschauung, wie soviel sonstige Reste des heimischen Aberglaubens, hervorgingen und sich zum guten Teil noch heutzutage an unsere Wallbauten knüpfen.

Bemerkenswerterweise liegen letztere in unserer Pflege stets im Grenzgebiet ihrer Ortsfluren, mitunter sogar hart am Grenzbach, Grenzrain (Röitern, Biesern, Schlaisdorf, Rochlitzer Wald usw.) Es fragt sich nun: Ist das Zufall? Es könnten doch auch derartige Anlagen innerhalb der Ortsfluren bestanden haben. Sicher sind bei uns einige Wallbauten im Laufe der Jahrhunderte vernichtet worden. Ich deutete schon auf den Wall hin, der in Steudtener Flur bestand; er lag an der Grenze. Da man die Wälle gern als Schanzen, Burgen ansah, so ließe sich begreifen, wenn ihre Stellen, nachdem die Bauten (durch Ackerbau usw.) vernichtet worden waren, zuweilen Flurnamen erhielten, die auf eine ehemals als Burg u. dgl. aufgefaßte Anlage Bezug nahmen.

Für Seelig wird im Rochlitzer Handelsbuch 1538 ein „Kriegsberg“ angeführt, welchen Namen ich nie wieder angetroffen habe. Das 1630 angefangene Seeliger Gerichtsbuch nennt hingegen 1691 einen „Burgstallacker;“ auch dieser Bezeichnung bin ich für Seelig nie wieder begegnet, trotzdem in den verschiedenen auf das Dorf bezüglichen Archivalien außerordentlich oft Flurnamen unterlaufen. Der Ausdruck „Burgstallacker“ ist augenscheinlich spät entstanden und hat sich nicht lange gehalten, wurde wahrscheinlich verdrängt durch den Namen „Burgacker“. Dieser Acker liegt seitlich der Spitze auf der „Neuen Sorge“, an der Rochlitzer Flurgrenze. Das anstoßende Stadtfeld, die sogenannte „Brandsäule“, weist viel Steinspäne und deutsch-mittelalterliche Scherben auf; der Seeliger Burgacker enthält derartige Funde zwar auch, aber in geringerer Anzahl. Einen Burgacker besitzt weiter auch Kleinstädten; er befindet sich im Grenzgebiet nach dem Rädsetal zu, das die Scheide mit Gröbschütz bildet. — Ein dürftiges Stück Wall, wohl nur ein Rest einer alten Anlage, befindet sich in den Wechselburger Forsten am Hinterteil des Rantorberges beim Selgetal. Der niedere, unbedeutende Damm läuft ein

Stück Abhang herab; im Volksmund wird die Stelle als „altes Schloß“ bezeichnet. Sie muß ebenfalls zum Grenzgebiet gerechnet werden, denn die anstoßenden Felder gehören nach Muzscheroda, auch zieht sich in der Nähe Dorfgrenze durch den Wald. Auf den benachbarten Aeckern in der Nähe des Walles fand ich wiederholt gut erhaltene wendische Scherben.

Dafür, daß jemals ein Wallbau aus dem Innern einer unserer Dorffluren verschwunden wäre, liegt m. W. kein Anzeichen vor.

Es sind bei uns auch Dörfer eingegangen, z. B. Weniglasten; dessen Flur ging im Glastener Wald auf, der wie der anstoßende mächtige Colditzer keine Spur eines Wallbaues überliefert; wäre einer vorhanden gewesen, so würde er sich doch wahrscheinlich im Forst erhalten haben. Möglicherweise haben auch im Gebiet des großen Thümligwaldes bei Colditz Siedlungen bestanden, wovon eine Thümlig geheißen haben könnte. An seinem Südsaum verzeichnet das Meßtischblatt prähistorische Gräber und auf seiner Nordgrenze, südlich des Vorwerks Reiselwitz, einen „slawischen Wall“; aber im Innern dieses ausgedehnten Waldgebiets findet sich sonst keine ähnliche Spur vordeutschen Lebens vermerkt. Viel Wälle sind bei uns offenbar nicht verschwunden, sonst müßten Flurnamen, Sagen, archivalische Andeutungen ihrer öfters gedenken, zumal zahlreiche große Gehölze, besonders nach den Ortsgrenzen zu, erst im 19. Jahrhundert gerodet wurden. Ausgedehnte andere Waldungen der weiteren Gegend, z. B. die Leina westlich von Langenleuba, die Geringswalder Forsten (der Schönburger Fürsten- und Sornziger Wald, die Fröne), überliefern keine Wälle. Merkwürdig ist doch, daß im Innern des großen Rochlitzer Waldes, mehr bei der Kuppe des Berges, nichts von einem solchen zu entdecken ist, daß sein einziger Wall an einem wenig bedeutenden seitlichen Felsen, dem Ragenstein, aber dicht an der Sornziger Grenzbach und der rainenden Mulde liegt. Die Flur des 1205 genannten, dann verschwundenen Dorfes Drosokowe (Draschke) bildet heutzutage, schon seit dem ausgehenden Mittelalter eine Waldenklave im Rochlitzer Staatsforst, übermittelt aber keinen Wall. Auf Grund dieser Ermittlungen kann man nur zu dem ungezwungenen Schluß kommen, daß in unsrer Gegend Wallbauten nicht im Innern von Dorffluren, sondern absichtlich lediglich in Grenzstrichen angelegt wurden. Daraus läßt sich wohl weiter folgern, daß sie in der Hauptsache alle gleichen oder ähnlichen Zweck gehabt haben müssen, daß derselbe mit der

+

Ortsflurscheide in Verbindung steht. Der Umstand, daß im Innern großer Wälder keine Wälle vorkommen, ist übrigens der Ansicht, daß diese Anlagen in prähistorischer, vorwendischer Zeit entstanden, nicht günstig. Die Verwaldung unseres Landes trat gegen Ausgang der prähistorischen Zeit ein, als sich die Bevölkerungsdichtigkeit lichtete. Prähistorische Wälle müßten demnach auch im Innern der großen Waldungen unserer Pflege zu erwarten sein, wenn sie vordem bestanden hätten. Wälle an solchen Stellen fehlen aber, offenbar weil dort früher keine vorhanden waren.

Da die Wälle vom Volk regelmäßig als Befestigungen betrachtet werden, so ließe sich zunächst vermuten, daß sie hauptsächlich zur Verteidigung der Ortsflurgrenze errichtet worden wären. Eine solche Ansicht erscheint aber schon aus folgender Erwägung hinfällig. Die betreffende Grenze hat eine große Ausdehnung, erstreckt sich nach allen Himmelsrichtungen, verläuft, dem Ortsunkundigen fast unkenntlich, über Berg und Thal, durch Wälder usw. Ein so langer Zug läßt sich nicht dadurch sichern, daß man einen abgelegenen Punkt desselben besetzt und besetzt; der Feind brauchte den Wallbau nur zu umgehen und konnte dann ohne Schwierigkeit in das Innere der Ortsflur eindringen. Eine etwas größere strategische Wichtigkeit hätte die Wallanlage höchstens erlangt, wenn sie dicht an einer Hauptverkehrsader so erbaut worden wäre, daß sie letztere militärisch vollständig beherrschte. Solche Wege führten aber in der Regel bei unseren Wällen, in deren Nachbarschaft sich heutzutage meist nur ein wenig begangener Feldweg, Fußpfad befindet, nicht vorbei. Ausnahme könnte der Doberener Wall machen, an dem sich in geringer Entfernung der Fürstenweg, die Goldiger Straße zwischen Poppitz — Weiditz, hinzieht. Dieser Weg war aber im Mittelalter bedeutungslos, da Rochlitz und Golditz zwei verschiedenen Lehns Herren gehörten und nur ganz geringen Verkehr untereinander unterhielten. Nach der Rochlitzer Amtsrechnung 1587/88 wurde damals erst „ein neuer, guter Fahrweg“ mit einer „neuen Brücke“ zwischen Poppitz — Weiditz gebaut. Dieser blieb jedoch Kommunikationsweg bis in unsere Tage und wurde nie verstaatlicht. Noch weniger Bedeutung besaß ehemals der jetzige am Fuße des Taftauer Berges verlaufende Kommunikationsweg, der viel später zur Straße umgestaltet wurde, wie dies auch mit dem Schlaisdorfer Dorfweg am Schloßberg der Fall ist. Unsere Wälle befinden sich regelmäßig in den entlegensten, für eine Verteidigung ihrer Ortsflur ungeeignetsten Stellen.

In Studien, welche die Ansicht vertreten, daß die Wälle zur Verteidigung dienten, wird regelmäßig auf die eben erörterte Grenz- und Straßenangelegenheit nicht eingegangen; sie sprechen sich vielmehr meist dahin aus, daß die betreffenden Bauten Zufluchtsorte für die Ortsinsassen, Verschanzungen in kriegerischer Zeit waren. Aber auch mit dieser Meinung wird man sich schon auf Grund der allgemeinen Betrachtung schwerlich befreunden können, soweit es sich um unser Gebiet im besonderen handelt.

Dorfhäuser haben sicher in den Wällen der Rochlitzer Gegend nie bestanden; man trifft dort weder bauliche Ueberreste, noch größere Gegenstände (Getreidemahlsteine, Getreidelopfer, Webgewichte), die auf ein dörfliches Alltagsgetriebe hindeuteten. Wenn einige, ganz wenige Spinnwirtel daselbst gefunden wurden, so will das nicht viel sagen, denn Wirtel kommen auch auf den hiesigen Feldern so massenhaft vor, daß man sie in diesen Gebieten schockweise sammeln kann. Sie wurden offenbar gar nicht selten unbenutzt in der Tasche getragen oder von Kindern als Spielzeug verwendet und verschleppt; ich traf Spinnwirtel sogar in einem freigelegten Kindersarg des 18. Jahrhunderts in der Petrikirche an. Weder in slawischer noch deutscher Zeit wurden unsere Dörfer der Rochlitzer Gegend durch Wälle für den Kriegsfall zu schützen gesucht; solche Ortschaften wurden höchstens durch einen Zaun umfriedigt, besonders um das herumlaufende Geflügel und anderes Kleinvieh vor den Raubtieren (Wölfen u. dergl.) zu schirmen. Derartige Zäune finden sich in amtlichen Büchern oft genug erwähnt, nie aber Dorfwälle, Dorfringmauern, von welcher letzteren auch keine Spur vorhanden ist und kein Flurname spricht. Nie kommen z. B. in der Nähe eines Dorfes Walläcker vor. Es wäre m. G. ganz unverständlich, weshalb Wenden an einer weit abgelegenen Stelle der Dorfflur mit vieler Mühe eine Verschanzung anlegten, während sie ihr Dorf selbst ganz unbewehrt ließen; sie hätten doch letzteres zunächst selbst besetzen müssen.

Weiter muß man sich fragen: Was wollten sie in den Wällen bergen und verteidigen? Schätze, Reichtümer besaßen diese Slawen sicher nicht; ihren Wohlstand machten höchstens Viehherden aus. Diese ließen sich in den weitaus meisten Wallanlagen gar nicht unterbringen, weil dazu der Platz, der mitunter nur für wenig Leute als Verteidiger genügte, gar nicht ausreichte. In manchen Anlagen war zwar Raum auch für eine Herde; aber zur Unterhaltung einer solchen während einer längeren Belagerung fehlte es

überall in den fraglichen Bauten an Trinkwasser. Daß letztere regelmäßig in der Nähe von fließenden Gewässern liegen, konnte den Belagerten nichts nützen, da sie den umschließenden feindlichen Ring nicht zu durchbrechen vermochten. Hätten Wenden ihr Vieh für den Kriegsfall in unseren Wallanlagen bergen wollen, so wären sie doch geradezu unverzeihlich kurzfristig gewesen, diese Verschanzungen ausschließlich auf Stellen mit so felsigem Untergrund anzulegen, daß sie dort weder auf Quellwasser hoffen, noch Brunnen, von denen nie eine Spur gefunden wird, schaffen konnten. Daß die Krieger ihr Dorf preisgaben und sich in die Wälle zurückzogen, lediglich um das nackte Leben zu verteidigen, erscheint mir ebenfalls unglaublich. Sie brauchten sich zu ihrer Sicherheit nur in Wälder zu zerstreuen, zu flüchten; in den Wällen drohte ihnen bei einer Belagerung weit eher der Tod durch Feindeshand, vielleicht auch durch Verdurstung und Verhungerung.

Gegen welche Feinde sollten überhaupt die Wälle dienen? Doch nicht gegen einen mächtigen, allgemeinen Landesfeind, denn um einem solchen Heer Troß zu bieten, gehörte ein so starkes Mannschafsaufgebot, daß selbst die allergrößten Wallanlagen unserer Pflege zu dessen Unterbringung völlig ungenügend waren, ganz abgesehen davon, daß sie dann einen günstigen Standort an einer wichtigen Verkehrsader hätten einnehmen müssen. Daß diese Wälle als Verstecke in abgelegenen Punkten errichtet worden wären, ist vor allem nicht zu glauben, wenn man Angriffe feindlicher Nachbardörfer im Auge hatte. Die Wallbauten konnten den Nachbarn schon deshalb nicht verborgen bleiben, weil sie an Grenzen mit anderen Ortsfluren, mitunter sogar dicht beim Nachbardorf (z. B. Röttern—Döhlen), lagen.

Kein Fund in den Wallbauten deutet darauf, daß sich in oder an ihnen jemals eine kriegerische Handlung abgespielt hätte; nie habe ich dort eine Waffe entdecken können. Während ich auf Feldern der Gegend ungefähr zwanzig Pfeilspitzen aus Feuerstein sammelte, vermochte ich auf den Aekern in und bei den Wällen nie eine ausfindig zu machen oder im Gehölz auszugraben. Von eisernen Pfeilspitzen, Speerklingen, Schwertern, Schildbeschlägen und dergleichen Dingen ergab sich im Boden gar nichts, nicht das geringste Bruchstück. Dieser Umstand läßt sich doch unmöglich mit der Annahme erklären, daß man nach einer etwaigen Schlacht das Gelände so gründlich nach Waffen abgesucht hätte, daß auch nicht die kleinste Pfeilspitze liegen blieb. In den selten benutzten Wallgebieten und ihrem Vorgelände wucherte an-

nehmbar viel Gestrüpp, Gras usw., so daß wohl nach dem Kampf ein Suchen sogar von größeren Waffenstücken ziemlich unlohnend erscheinen mußte. Waffentrümmer hätte man wohl auch liegen lassen. Selbst die Beschaffenheit verschiedener Wälle deutet nicht auf einen kriegerischen Zweck. Bei manchen, z. B. in Doberenz, liegt der Graben unmittelbar hinter dem Damm, also im Innern der Anlage. Der Verteidiger stand demnach bei schlechtem Wetter im Wasser oder Morast, während der Angreifer außen einen bequemeren Stand auf festem Boden gehabt hätte. Der Doberenzener Wall — wie auch andere — umzieht seine Kuppe nicht völlig, läuft sich vielmehr an zwei Enden tot und läßt ein sehr großes Stück der Höhe ganz unbefestigt. Bei dem Fischheimer Borstel fehlt auf der Südseite jeder Wall auf einer Ausdehnung von ungefähr 60 m; es ist ganz unverständlich, daß man hier auf der Höhe zu der vermeintlichen Verteidigung auf der einen Seite zwei Dämme und auf der entgegengesetzten, die keine wesentlich stärkere Abdachung aufweist, gar keinen auführte. Welchen militärischen Zweck die Sackgasse zwischen den beiden hufeisenförmigen Wällen haben sollte, erscheint ebenfalls unklar. Der Lastauer Hauptwall hat auf etwa $\frac{2}{3}$ seiner Ausdehnung keinen Borwall; vor ungefähr das letzte Drittel lehnt sich ein solcher sichel- oder halbmondförmig an, trotzdem diese Seite auch nicht verstärkungsbedürftiger als die anderen war. Es macht den Eindruck, als wenn man durch diesen Vorbau zu dem Innenraum des Hauptwalles ein Nebengeläß, aber schwerlich zu kriegerischem Zweck, hätte schaffen wollen. Als ein Rätsel erscheinen mir auch die Querwälle, z. B. Röttern, wenn man sie als Bollwerk betrachten soll. Die dortigen parallelen Dämme lassen zwischen sich den zu verteidigenden Innenraum an den Böschungen völlig frei und unbeschützt, so daß hier der Feind leicht von der Seite einfallen konnte. Die auffällige Höhe der Dämme oben auf der Kuppe war ganz zwecklos, wenn der Feind oben war. An dieser Erwägung würde auch die Annahme nichts ändern, daß an den Seiten Sperrzäune o. dgl. gewesen wären. Abgesehen davon, daß für die Richtigkeit einer solchen Vermutung jeder Beweis fehlt, müßte doch ein Erdaufwurf an einer so bedeutenden Anlage als die eigentliche Stärke der Befestigung angesehen werden; ein leicht brennbarer oder sonst zerstörbarer Holzverschlag konnte ihn nicht ersetzen. Sehr merkwürdig würden sich zur Verteidigung auch die Anlagen geeignet haben, bei welchen ein ganz niederer Wall eine felsige Spitze umgibt, wie z. B. in Ringethal, Ehrenberg. Hinter dem

Erdaufwurf war fast gar kein Raum für die Krieger, und oben auf der Kuppe konnten sie sich doch wohl nicht sehen lassen, da sie sich dort den Geschossen in erster Linie aussetzten. Es wäre ganz unerklärlich, daß man solche Stellen auswählte, falls sie zur Verteidigung dienen sollten. In Ehrenberg, Schlaisdorf z. B. waren in der Nähe gewiß geeignetere; dasselbe gilt vom Rochlitzer Ragenstein, denn der dicht dabei stehende sogenannte „Hohe Berg“ bot oben bedeutend mehr Raum zu einem Wallgürtel, ist viel höher als der Ragenstein und fällt ebenso steil nach der Mulde ab. Aber der Ragenstein bezeichnet die Grenze schärfer, da er nicht nur am Fluß, sondern auch an dem kleinen Bächlein liegt, das als „Ragenbach“ bereits in der nachweislich ältesten Niederschrift über eine Grenzbesichtigung des Waldes 1557 als Grenze hingestellt wird.

Nach Ausweis der Funde sind wenigstens die meisten unserer Wälle noch in deutscher Zeit benutzt worden; wären sie slawische Bollwerke gewesen, so hätten die Eroberer doch auf ihre Schleifung dringen müssen, nicht aber ihren weiteren Gebrauch gestatten dürfen.

Es ist sehr bedauerlich, daß wir über die mittelalterlichen Befestigungen der Wenden von Chronisten oder durch Urkunden fast gar nicht unterrichtet werden. Als besonders kriegerisch, kriegstüchtig wird unsere sorbische Vorbevölkerung nicht angesehen*); ein solches Volk wird auch nicht viel auf Burgenbau bedacht gewesen sein und zweifellos besaß es nur wenig Befestigungen. Der sogenannte bayrische Geograph, der um das Ende des 9. Jahrhunderts lebte, schreibt den Sorben zwischen Hevellern und Daleminziern 50, den Daleminziern selbst aber nur 14 Burgen zu^{o)}. Durch die weitere Rochlitzer Gegend verlief die Grenze zwischen dem Gau Chutizi, wozu Leisnig, Colditz, Rochlitz, Lastaun, Zschillen gehörten, und dem Gau Daleminza, in welchem die Waldheimer Pflege lag und welcher etwa ein Drittel des jetzigen Freistaats Sachsen einnahm.^{o*)} Mögen auch die Angaben der Burgenzahlen seitens des bayrischen Geographen nur von fragwürdiger Richtigkeit sein, so kann man doch aus seiner Mitteilung schließen, daß ihm Daleminza als ein sehr burgenarmes Land galt. Fakte man die Wallbauten unserer weiteren Umgebung als Burgen auf, so würde sie allein annähernd so viel Festen aufgewiesen haben, wie nach dem genannten Geographen ein sehr um-

) E. D. Schulze, die Kolonisierung und Germanisierung der Gebiete zwischen Saale und Elbe. — ^{o)} Ebenda, S. 29. — ^{o)} Die Gauarten vergl. Posse im Cod. dipl. Sax. reg. 1, 1. —

21

fangreicher Gau. Mir will scheinen, als wenn die Angabe des Geographen auch dagegen spräche, daß die Wälle als Bollwerke betrachtet werden dürften. —

Da auch aus alten schriftlichen Unterlagen sich der kriegerische Zweck dieser Bauten nicht erweisen läßt, so ist schließlich noch zu untersuchen, ob dies mit der Erörterung ihrer Namen möglich ist. Die einschlägige Untersuchung hätte zunächst zu erforschen, ob die betreffenden Vertikalitäten Bezeichnungen führen, die sie in jener Zeit erhielten, als die Bauten noch zu ihrem angestammten Zweck benutzt oder eben erst außer Gebrauch gesetzt worden waren.

Da unsere Gegend noch sehr reich an wendischen Flurnamen ist, so könnte man erwarten, daß einmal ein Wall, falls derartige Anlagen vordeutsche Befestigungen darstellten, eine slawische Bezeichnung führte, die auf seinen Zweck als Verschanzung deutete. Das gewöhnliche altwendische Wort für Burg, Befestigung ist *grad*, *hrod*; aber auf diesen Ausdruck geht kein einziger Name, der sich auf eine Wallstelle unserer Pflege bezieht, zurück. Das ist sehr auffällig, denn da die Wallbauten hier ziemlich häufig sind, so könnte man mit *grad* zusammenhängende Flurnamen wohl in fast ebenso großer Zahl erwarten wie die, welche von *gora* = Berg abgeleitet sind. Ganz abgesehen davon, daß das Dorf Göhren diesem Wort seinen Namen verdankt, finden wir es in den Siegenschaftsbezeichnungen Göhren (Steudten), Görn (Zettlig), Giren (Winkeln), Girn (Carsdorf, Döhlen, Fischheim, Muxschero-roda), wohl auch in Girjen (Seebitzschen), Firgen (Biesern); das wendische *o*, *oe* wird oft zu *i*, wie in Kottern, Röttern — Kibdern, Dolen, Döhlen = Diln usw.

Die meisten der fraglichen Bauten oder ihre Berge werden jetzt mit deutschen Namen belegt, welche auf Befestigungen deuten; es fragt sich nur, ob die betreffenden Ausdrücke aus der Kolonisationszeit stammen. Die ältesten Wörter, womit unser Deutsch einen befestigten Hochbau bezeichnete, waren *hus* (= Haus), *burg*; gegen Ausgang des Mittelalters und besonders in der Renaissance wurde auch der Ausdruck „Schloß“ gebräuchlich, während „*hus*“ in diesem Sinne allmählich aus den Schriftstücken verschwand. 1329 wurden noch markgräfliche Urkunden „uf deme huse zu Rochlitz“ ausgestellt, und 1336 verpfändete Markgraf Friedrich „Rochlitz hus und stat“, „Schellenberg das hus“ usw. Die einzige Ruine einer nachweislich mittelalterlichen Burg in unserer Gegend ist die im Fürstenwald bei Geringswalde; der Berg, worauf sie liegt, heißt bemerkenswerterweise der „Hauskellerberg“, in welchem Ausdruck „Haus“

wohl in der Bedeutung „Schloß, Burg“ aufzufassen ist. Aber kein Wall oder Wallberg unsrer Gegend überliefert in seinem Namen den Begriff „Haus“. Die Dertlichkeiten heißen nie „Altes Haus, Hausberg“. Nach dem Gesagten erscheint es mir auch unangängig, Ausdrücke wie „Altes Schloß“, „(Altes) Raubschloß“, mit welchen verschiedene unsrer Wälle heutzutage belegt worden, als mittelalterlich aufzufassen; sie treten erst um den Ausgang des 18. Jahrhunderts auf, lassen sich erst seit dieser Zeit belegen, sind offensichtlich sehr spät entstanden. Daß der Begriff „(altes) Raubschloß“ keine Schöpfung der Blütezeit des Rittertums sein konnte, sondern sich frühestens erst nach dem Verfall desselben, nach den Tagen des Raubrittertums, als in der verschrobeneren Phantasie des Volkes Ritter und Straßenräuber oft als ungefähr gleichbedeutend galt, zu bilden vermochte, ist wohl ziemlich selbstverständlich. Keine alte Stadtchronik unsrer Gegend erwähnt ein solches „Altes Schloß“. Dasselbe gilt vom Begriff Burgberg. Die romantische Richtung um 1800 machte sich geradezu mitunter einer Flurnamensfälschung schuldig. Der aus der Torgauer Gegend stammende Rochlitzer Stadtschreiber Bernhardi, der noch 1783 in seinem Rochlitzer Quatemberkataster sagt, der Dieserner Berg mit dem Wall (Vorstel) hieße „Bustelberg“, gibt 1791 nur an, der Name dieser Höhe wäre „Burgberg, Schanze oder Altes Schloß“, verschweigt also hier die hergebrachte volkstümliche Bezeichnung. Er nennt plötzlich den Berg hinter dem Rochlitzer Schloß, den das Amt stets als „Forsterei“ bezeichnete, 1783 den „Schanzenberg“, ein Ausdruck, der sonst nie vorkommt; er allein spricht (1783) von Schanzen aus dem Dreißigjährigen Krieg auf dem Steudtener Vorstel. Ähnliche Fälle lassen sich auch sonst nachweisen. Der Berg mit den Wällen bei Lastau, der noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts Lasterberg, Teufelsberg hieß, wurde bald — infolge gelehrter Vermutung — zum „Burgberg“ gestempelt, wie Oberreits Atlas zeigt. Augenscheinlich ist auch die Seelitzer Flurbezeichnung „Burgstallacker, Burgacker“ erst in der Neuzeit entstanden.

Nie habe ich im Volksmund gehört, daß die Dammszüge auf solchen Wallbergen selbst „Burg“ genannt wurden. Da diese Erdausschüttungen regelmäßig „Schanzen“ heißen, müßten die Eingebornen doch diese Kuppen wenigstens mitunter auch „Schanzenberge“ nennen, was aber nicht der Fall ist. Das „Schwarze Loch“ bei Langenleuba, welches die älteren Karten verzeichnen, erhielt den Namen „Altes Schloß“, trotzdem an der fraglichen Stelle nach früherer

Mitteilung nur ein eingegangenes Bauerngut gestanden haben sollte. Die in der Neuzeit als Raubschloß angesprochene Höhe bei Benig hieß im Mittelalter nur Trachenfels, Teufelsbrücke, welche Ausdrücke auf mythische Vorstellungen schließen lassen. Daß die Bezeichnung „(Alte) Schanze“ auch nicht bis in mittelalterliche Tage zurückreicht, geht schon daraus hervor, daß das Wort erst ziemlich spät aus dem Italienischen (scanzia) ins Deutsche eingedrungen ist.

Der Wechselburger Wallberg hieß bereits im 16. Jahrhundert Burgstadel, dann Burgstall; vorher läßt sich sein Name nicht belegen. Unter einem Burgstall versteht man ein kleines befestigtes Anwesen; daß ein solches jemals in dieser Wechselburger Anlage bestanden hätte, ist völlig unbeweisbar und unwahrscheinlich. Sie gehörte stets zum Kloster, das 1168 gegründet ward. Daß die Mönche den Burgstall bauten, ist doch wohl ausgeschlossen; er müßte also vor 1168 errichtet sein. Ein solches Gebäude wird aber in den Klosterpapieren nie angeführt, obgleich sie sonst allerlei Baulichkeiten (Kirche, Kloster, Vorwerke, Scheunen in Wiederau und Claußnitz usw.) nennen. Nach einem Besitzstandsverzeichnis von 1503 war der Burgstadel ein Holz. Die Stiftungsurkunde von 1168 erwähnt die Burgstallanlage, die doch immerhin nennenswert gewesen wäre, nicht, obschon dies Schriftstück von Weiden, Fischereien, Aekern, Hufen, Hölzern, Jagden, Mühlen, Wegen usw. spricht.

Zwei unserer Wallberge — nicht die Wälle selbst — führen den Namen Borschtel, einer die Bezeichnung Borschel, welche Benennungen Borsch(t)el gesprochen und wissenschaftlich gewöhnlich für dialektische Formen des Wortes Burgstall angesehen werden. Die Ortsnamen unserer Gegend haben sehr oft eine Schrift- und eine gesprochene Dialektform: Zahnik-Zahbls, Schautz-Zäbsch, Königshain-Rinzchen usw., und dasselbe gilt von vielen Flurbezeichnungen: Steinberg-Stemrch, Schönberg-Schimrch, Höhwinkel-Hiwinkel u. a. Es fragt sich nun, ob B(B)orsch(t)el aus Burgstall entstanden ist.

Unter den Seeliger geschriebenen Flurnamen kommt nur ein Burgstallacker vor, aber kein Borschtelacker, und der Volksmund nennt heutzutage im Ortsgebiet keinen Borschtel. Die Borsch(t)el(berge) unserer Gegend heißen nie nebenbei Burgstallberge. Das ist doch auffällig. Der Name des Wechselburger Wallberges, der seit Jahrhunderten in den amtlichen Niederschriften „Burgstall“ lautet, heißt auch so im Dialekt aller umliegenden Ortschaften, nie aber Borsch(t)el, trotzdem der betreffende Berg mit seinem Abhang an den

Fischheimer Borschtel grenzt. Man sollte doch erwarten dürfen, daß der Wechselburger Burgstall bei der umwohnenden Landbevölkerung, welche den Berg sehr oft erwähnt, besonders auch in Fischheim, nebenbei dialektisch Borschtel genannt würde, falls die beiden Höhennamen gleichbedeutend wären, und es erscheine geradezu rätselhaft, daß die beiden benachbarten Orte Wechselburg, Fischheim einen und denselben Namen in ihrer Sprache so grundverschieden behandelt haben sollten, daß er in dem einen vom dialektischen Einfluß ganz unberührt blieb, während er im anderen bis zur Unkenntlichkeit abgeschliffen ward. Nach den bisherigen Erörterungen ist es zum mindesten schon sehr zweifellos, ob „Burgstall“ und Borschtel gleichbedeutend ist.

Wie sich die Abschleifung des Ausdrucks Burgstall zu Borschtel vollzogen haben sollte, erscheint mir weiter philologisch ganz unklar. Burgstall wird vom Volk „Burstall“ gesprochen. Das Wort Werkstatt schleift sich im Dialekt zu Werkstcht ab.

Ginge Borschtel auf Burstall zurück, so wäre merkwürdigerweise der t-laut ganz spurlos verschwunden. Daß das Sprachbewußtsein Borschtel nicht mit Burgstall in Zusammenhang bringt, dürfte schon daraus hervorgehen, daß der dunkle Ausdruck fast regelmäßig mit anlautendem B geschrieben wird, während das Wort Burg m. B. schon mindestens seit Jahrhunderten in unserer Gegend seine jetzige Rechtschreibung besitzt. Ferner ist ganz auffällig, daß das u von Burg zu o in Borschtel geworden wäre; denn die Schriften buchen nur höchst ausnahmsweise einmal ein u (Burstel), und die Bauern sprechen stets Borschtel. Daß in wendischen Namen ein altes o zu u wird (Kochlig—Kuchlig, Coldig—Kulz, Kolkau—Gulle usw.), ist bekannt; ebenso wird ein deutsches Schrift-o zu u im Dialekt (groß—gruß), aber ein deutsches u wandelt sich nicht zu o. Ich bin nie auf die Aussprache oder die Schriftform Borg für Burg gestoßen. Sehr zweifelhaft ist es mir schließlich geworden, ob das t in Borschtel nicht erst später aufgekomen ist, also als unorganisch zu gelten hat. In Röttern wird der Bergname seit älterer Zeit stets nur Borschtel geschrieben und von den Bauern ausschließlich Borschtel gesprochen. Wenn dagegen in der Wieserner und Fischheimer Bergbezeichnung ein t (Borstel) vorkommt, so könnte sich dies in nachmittelalterlicher Zeit entwickelt haben. Zur Begründung dieser Vermutung verweise ich auf die Namensgeschichte unseres Dorfes Bürsten, das dialektisch jetzt nur Borschen, Berschen gesprochen wird. Urkundlich heißt es 1325 Bursen, 1529

Bürschen, in der Rochliger Hospitalrechnung von 1573 Borffen, Borckheim, im Visitationsprotokoll 1576 Børschen, in den Rochliger Amtsrechnungen der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts Burschen, Burschen, daneben allmählich Bersten, Bursten, Borsten. In pfarramtlichen Niederschriften zu Seelig kommt die Schreibung ohne t (Bürschen usw.) um 1700 noch ganz gewöhnlich vor. (Auch der Dorfname Zabnik zeigt mitunter ein (unorganisches) t: Czassenicz 1397, Czastnik 1460, Czoznik 1484).

Bedeutete Borsch(t)el einen Burgstall, so müßte man doch erwarten, daß eine Wallanlage selbst auch Borschtel hieße, nicht nur der Berg; der Dammbau wird aber nie so, sondern regelmäßig als Schanze u. dgl. bezeichnet. Auf Grund aller dieser Erwägungen nehme ich an, daß die Ausdrücke Burgstall und Borschtel nicht gleichbedeutend sind.

Den Dorfnamen Bürsten leiten Slawisten vom wendischen Wort bor = Kiefer ab. Ich halte den Flurnamen Borschtel nunmehr gleichfalls für wendisch und glaube, daß er soviel wie Kiefernberg bedeutet. In dieser Ansicht würde mich auch der etwaige Hinweis schwerlich erschüttern, daß der fragliche Ausdruck gelegentlich in Gebieten nachweisbar wäre, wo Wenden nicht gesessen haben. Wörter werden unter den Völkern ausgetauscht; man braucht nur daran zu denken, daß das deutsche Wort „Bollwerk“ zum französischen „boulevard“, die italienischen „castello, scancia“ zu „Kastell, Schanze“ geworden sind. Daß das Slawische ebenfalls dem Deutschen Lehnwörter lieferte, ist bekannt. Der dem Slawischen entnommene Ausdruck „Grenze“ hat den gleichbedeutenden „Mark“ fast völlig verdrängt, auch in deutschen Ländern, wo die Slawen nie herrschten. Da in späterer Zeit die Wallbauten als Befestigungen angesehen wurden, sie sich aber regelmäßig auf Höhen befinden, die „Borschtel“ heißen, so konnte letzterer Ausdruck leicht die Bedeutung „Burg“ bekommen und in diesem Sinn wohl auch nach anderen Gegenden herübergenommen werden. Die Frage, weshalb Wallberge nach Schwarzholz genannt sein dürften, wird später zu erörtern sein; ebenso wird dann weiter ausgeführt werden, daß lateinische Schriftsteller bereits in germanisch-heidnischer Zeit gewisse für unsre Untersuchung in Frage kommende bauliche Anlagen, die nicht kriegerischem Wesen dienten oder dazu geschaffen waren, trotzdem „castra“, also Befestigungen, Verschanzungen, nannten.

Die jetzigen Namen der Wallanlagen sind eigentlich nur Artbegriffe; keiner der betreffenden Baue führt einen bestimmten Eigennamen wie z. B. die Burgen (Rochsburg,

Zinnberg, Gnanstein, Rochlitz usw.). Im Grunde genommen spiegeln die deutschen Wallbenennungen nur die spätere Ansicht oder Sage wieder, daß die einschlägigen Stätten die Vertlichkeiten alter Befestigungen waren, bieten aber keinen Beweis, daß diese Meinung richtig ist. Bemerkenswert dürfte auch sein, daß keine echte Volks Sage etwas vom kriegerischen Geschick, von einer Erstürmung dieser vermeintlichen Wallburgen zu berichten weiß; denn das, was heutzutage von den Anlagen Schlaisdorf, Langenleuba in dieser Hinsicht erzählt wird, ist so offenkundig gelehrte Erfindung der Spätzeit, daß es als echte Volks Sage nicht angesprochen werden kann. — — —

Auf Grund der verschiedenartigen vorstehenden Untersuchungen vermag ich nur den Schluß zu ziehen, daß der Hauptzweck der Wall- und Grabenanlagen unserer weitesten Rochlitzer Pflege nicht ein kriegerischer gewesen sein kann, daß sie demnach vorwiegend, wenn nicht ausschließlich, friedlichen Bestimmungen gedient haben und dazu angelegt sein müssen.

Da die schwierige Errichtung der Dämme im Wald, oft an wenig zugängigen Stellen, einen großen Arbeitsaufwand erforderte, unter Umständen die Beschaffung von Hunderten von Fuhren Schuttmasse verlangte, so darf man wohl schon deshalb annehmen, daß nicht ein einzelner oder eine Singelfamilie, sondern eine Vielheit, eine Gemeinde zu gemeinsamem Gebrauch die Bauten ausführte. Als die Wälle entstanden, müssen also Dörfer, die sie schufen, vorhanden gewesen sein. Nach Ausweis der Funde sind die Erdwerke alle mehr oder minder längere Zeit benutzt worden. Da aber jede Spur von ehemaligen Gebäuden, von Wohn- oder Abfallgruben fehlt, auch größere Gebrauchsgegenstände des alltägigen Wirtschaftslebens hier nicht nachgewiesen werden konnten, so läßt sich nur schließen, daß sich dort außergewöhnliche, nicht häusliche Handlungen abspielten, Gemeindeversammlungen aus religiösem oder weltlichem Anlaß tagten.

Gar nicht ausgeschlossen ist es, daß sich eine Gemeinde zu derartigen Zusammenkünften mitunter auf der Liegenenschaft, die später den Wall trug, schon vor dessen Aufbau einfand. Die Dämme entstanden z. T. vielleicht nicht stets auf einmal als Ganzes, sondern nach und nach. Manche Gemeinde schuf offenbar überhaupt kein derartiges Erdwerk; mitunter scheint eins nicht fertig geworden zu sein, da es auf eine beträchtliche Strecke ungeschlossen blieb oder wahrscheinlich bloß vorgezeichnet ward wie in Schlaisdorf. Bei anderen Anlagen mochte sich mit der Zeit eine Vergrößerung nötig machen, z. B. in Lastau usw.

Da die Wallanlagen regelmäßig im Randgebiet der Ortsfluren liegen, so erinnern sie an unsere ebenfalls in Strichen der Ortsmark ganz gewöhnlich auftretenden Steinspangebiete, die ich bereits in verschiedenen Abhandlungen geschildert habe,*) auf die ich aber hier nochmals mit wenigen Worten zurückkommen möchte. Mitunter erscheint ein Wallbau geradezu in ein solches Spangebiet versetzt, z. B. auf dem Bieserner Borstel; sonst kommt es auch vor, daß ein Wall in der Nähe einer derartigen Massenfundstelle errichtet ward, wie das Ringethaler Raubschloß an der Hahnlade.

Zu den Steinartefakten dieser Massenfundstellen gesellen sich regelmäßig Scherben verschiedener Epochen. Da es sich um lose Funde jeder Art handelt, die oben auf dem Felde liegen oder nur leicht ausgeackert werden, so läßt sich in vielen Fällen kaum oder überhaupt nicht angeben, welche dieser Gegenstände zeitlich zusammengehören. Nach dem Aussehen gewisser Steinsachen könnte man schließen, daß die betreffenden Dertlichkeiten schon in verschiedenen Epochen der Steinzeit benützt worden wären; doch ist auffällig, daß auf den Biegenschaften steinzeitliche Scherben so gut wie ganz fehlen. Während ich Tausende von Steinartefakten von dort bergen konnte, vermochte ich in der ganzen Gegend trotz eines dreißigjährigen Suchens kaum ein halbes Duzend Scherben, die offensichtlich der Steinzeit angehören und übrigens sehr winzig sind, zu entdecken. Spätbronzezeitliche oder früheisenzeitliche Gefäßtrümmer treten auf diesen Gebieten in Massen nur auf, wenn dort zugleich beerdigt worden ist, z. B. auf dem Seeliger Bogelsang, dem Bieserner Mühlberg, dem Poppiger Kuhberg an der Neusorge; sonst kam ein derartiger Scherben auf einem Massenfundgebiet bloß ausnahmsweise vor, z. B. auf dem Rochliger Galgen. Auf dem Feld des südlichen Abhangs des Stöbniger Kieferbergs, der in seinem Holz die Reste von spätbronzezeitlichen, scherbenreichen Grabhügeln zeigte, fand ich keinen einzigen gleichzeitigen Gefäßtrümmer unter den Steinspänen. Die weitere Waldheimer Gegend, die ich ungefähr 8 Jahre lang durchforscht habe, lieferte zwar unzählige geschlagene Steinsachen, nie aber auf einem Massengebiet einen steinzeitlichen und nur ganz ausnahmsweise einen spätbronzezeitlichen Scherben.

Regelmäßig weisen aber unsere Steinspangebiete mehr oder weniger frühdeutsche Geschirrstücke auf, sowohl in der Rochliger als Waldheimer Gegend; in ersterer kommen auf

*) Vergl. z. B. Mannus, II. Ergänzungsband, 1911, S. 46—65.

solchen Diegenständen meist auch wendische Geschirrstücke vor, die in der Waldheimer Pflage so gut wie vollständig fehlen. Das blaugraue, mit Drehscheibe hergestellte Geschirr ist für alle diese genannten Massenfundstellen kennzeichnend.

Die Steinartefakte auf letzteren bestehen vor allem aus vielen Spänen, zahlreichen Kernstücken und allerlei Schlagabfall; mitunter gesellen sich dazu ganze oder zerbrochene Steinbeile, gelegentlich ein „Schaber“, ein „Hobel“ u. dgl. Diese Stücke von Massenfundgebieten, wo sich kein prähistorischer Scherben ergab, haben durchaus dasselbe Aussehen wie jene aus Wallanlagen, aus bronzezeitlichen Gräbern, oder von Grenzfundstellen, wo sich prähistorische Gefäßstücke niemals zeigten.

Die Steinspäne von den Massenfundgebieten der Hochlig-Waldheimer Pflage haben die Form langer, gerader, meist schmaler Klingen, die auf der einen Seite glatte Fläche, auf der andern die üblichen langen Schlagmarken zeigen. Sie weisen nur selten Retuschierung, meist den sogenannten Mäusefraß auf. Andere Retuschierung tritt höchstens an einem „Hobel“, „Schaber“ u. dgl. auf. Etwas gekrümmte Langspäne laufen gelegentlich mit unter; sie stammen zweifellos von Kernstücken, die sich nur krumm, rundlich spalten; derartige Kernstücke enthält meine Sammlung ebenfalls. Der Schlagabfall bildet auf diesen Stellen neben allerlei groben, formlosen Stückchen schuppenartige Plättchen. Größere scheibenförmige Stücke treten nur ausnahmsweise auf. Von vielen solchen Einzelheiten läßt sich kaum mit Sicherheit angeben, ob sie zum Abfall zu rechnen oder mit Absicht zu einem bestimmten Zweck geschaffen sind. Hin und wieder kommen auf solchen Stellen auch vereinzelte grob geschlagene Stücke vor, an denen nur eine Kante abgenutzt ist; sie sehen wie Solithen aus, sind aber sicher keine.

Auf keinen Fall möchte ich die Entstehungszeit der Steinspangebiete auf unsern Grenzfeldern zu weit zurückverlegen, und völlig unmöglich ist es mir, der von anderer Seite vertretenen Ansicht beizupflichten, wonach diese Fundstellen bereits in der ungeheuer weit zurückliegenden Steppenzeit mit benutzt worden wären, weil einzelne von dort stammende geringfügige Funde in ihrem Aussehen an Formen jener urgeschichtlichen Epoche gemahnten. Nach dieser Hypothese sollen auf unsern Diegenständen flüchtige Jäger zu einer Zeit, als es noch keinen Ackerboden, keinen Ackerbau, keine sesshafte Bevölkerung im Lande gab, ihr Wesen getrieben haben.

Artefaktenfunde aus der Steppenzeit sind doch sehr selten. In der Hochlig-Waldheimer Gegend habe ich aber

weit über ein Schock Massenlesefundgebiete von Artefakten entdeckt. Wäre die oben angegebene Hypothese richtig, so müßte sich in unsrer Pflege zur Steppenzeit ein so reicher Menschenverkehr abgespielt haben, wie wohl sonst kaum irgendwo in Deutschland.

Da unsre Steppenzeit wahrscheinlich Hunderte von Jahrtausenden zurückliegt, so hat sich die Erdoberfläche seitdem durch Ueber- und Abschwemmungen, Witterungseinflüsse, Verwaldung, Humusbildung usw. stark verändert, und man wird deshalb steppenzeitliche Funde heutzutage im allgemeinen nicht oben auf der Ackerkrume zahlreicher Höhenrücken einer Gegend erwarten dürfen. Ich habe bei Rodungen, z. B. auf dem Bieserner Hospitalberg, beobachtet, daß die betreffenden Artefakte unmittelbar unter dem Rasen und Heidekraut lagen, und es ist gar kein Grund zu der Annahme vorhanden, daß sie an anderen Stellen vor der Urbarmachung nicht auch mit oben auf dem Boden, wo sie jetzt noch ganz gewöhnlich liegen, vorkämen.

Ferner fehlt m. E. jeder Beweis, daß nicht bei viel späterer Steinschlagerei gelegentlich Stücke, die gewissen primitiven Einzelheiten (Scheibchen, gekrümmten Langspänen u. dgl.) viel früherer Perioden ähnelten, hatten entstehen dürfen oder können, daß eine ältere rohe Schlagtechnik in jüngerer Zeit gelegentlich nie wieder ausgeübt wurde. Jedenfalls müßte man bei der Zeitbewertung dieser Lesefunde in allererster Linie diejenigen Steinartefakte als maßgebend betrachten, die auf allen Gebieten in so großen Mengen auftreten, daß sie in ihrer Form als leitend erscheinen, nicht aber diejenigen, die nur hin und wieder in vereinzelt Ausnahmefällen vorkämen. Die entdeckten Scherben deuten nicht darauf hin, daß eine dieser Fundstellen jemals in einer Periode der älteren Steinzeit besucht worden wäre; hätte in der Steppenzeit schon ein auffällig lebhafter Verkehr in unsrer Pflege stattgefunden, so müßte man doch wohl auch charakteristische Gefäßreste der folgenden verschiedenen steinzeitlichen Perioden, in denen getöpfert wurde, massenhaft in unsrer Gegend vorfinden.

Daß diese Steinspangebiete von flüchtigen, in der Gegend unansässigen Jägern angelegt worden wären, erscheint mir auf Grund folgender Erwägungen undenkbar. Feuerstein kommt in der Rochlitz-Baldheimer Gegend im natürlichen Zustand auffällig selten, in den meisten Strichen so gut wie gar nicht vor, war also hier in der Steppenzeit, als den Boden der Ackerbau noch nicht erschlossen hatte, kaum zu finden. Die späteren Bewohner müssen den

Feuerstein in der Hauptsache von auswärts bezogen haben. Fremde, die unsere Landschaft nur durchstreiften, werden das Material nicht so massenhaft herbeigeschleppt haben, daß sie soviel Steinartefakte auf den zahlreichen Massensfundstellen zurücklassen konnten. Auf letzteren kommt überdies ziemlich oft der sogenannte Gwandsteiner Wandjaspis vor, der zuweilen auch in und bei Wallanlagen austritt. Er kann nur aus der entfernteren Rohren—Gwandsteiner Gegend bezogen sein, was einen innigen Verkehr zwischen dieser und unsrer Pflanzung voraussetzt, der aber nicht von zufällig durchreisenden Jägern angebahnt und aufrecht erhalten sein kann. Meines Erachtens müssen zu der Zeit, als sich die Steinspangebiete bildeten, Dörfer bestanden haben, weil sich diese Siedensschaften regelmäßig in den Randstrichen der Ortsfluren, auf einer Höhe oder einem tiefer gelegenen Teil des Abhanges, befinden, der Umfang der Ortsfluren demnach offenbar im allgemeinen festlag. Auf dem Steinspangebiet auf der Höhe des Poppitzer Kuhberges fand ich neben Beilen und Spänen aus Wandjaspis auch einen Spinnwirtel aus gleichem Material, der doch wohl auf Ackerbau und Seßhaftigkeit deutet. Ueberdies sind diese mitunter sehr ergiebigen Fundgebiete gar nicht selten von einer so beträchtlichen Ausdehnung, daß sie den Umfang eines großen Marktplazes aufweisen, z. B. das am Forst an der Beedeln-Meusener Grenze, auf dem Rochlitzer Galgenberg usw. Die Stellen von Funden, die man steppenzeitlichen Jägerhorden zuschreibt, sind m. W. sonst in Deutschland viel unbedeutender.

Daß Vertlichkeiten von Massenspanfunden in unsrer Gegend bereits vor der Wendenzeit zu Zusammenkünften, wovon Funde zurückblieben, benutzt wurden, unterliegt für mich keinem Zweifel. Da aber auf nicht wenigen dieser Siedensschaften die Steinartefakte nur in Verbindung mit wendischen oder frühestdeutschen Scherben, aber nicht mit älteren auftreten, so bin ich allmählich zu der Ueberzeugung gekommen, daß Steinspäne u. dgl. noch in der Wenden- und Kolonisationszeit bei uns verwendet wurden. Auffällig ist es doch z. B., daß an einer Stelle beim Wall im Poppitzer Reßling die Steinspäne mit Eisenresten und deutschen Scherben, ohne jeglichen älteren Begleitfund, bis etwa 1 m tief in dem Boden vorkommen. Unter den Wällen lieferten mir am meisten Steinspäne u. dgl. einige, in und an denen sich Felder befinden, denn auf Aeckern liegen diese oft sehr winzigen Stücke, besonders im Frühjahr, wenn der Frost jedes Erdklümpchen zersprengt und das Tauwetter die Masse aus-

gewaschen hat, sichtbar obenauf. Bei Nachgrabungen entziehen sich die schmalen Spänchen, die oft kaum fingergliedlang sind und dunkle Farbe wie der Boden haben, gar zu leicht dem Forscherauge trotz aller Aufmerksamkeit. Auf einigen, zumal den zum großen Teil zerstörten Wallbauten fand ich von geschlagenem Feuerstein nur kärgliche Spuren, z. B. auf dem Rochlitzer Ragenstein, in den Wällen Höfchen, Ziegra.

Tatsächlich wurden Steinspäne noch lange nach den prähistorischen Epochen bei unsern Kulturvölkern angewendet. Hannibal opferte vor der Schlacht am Ticinus 218 v. Chr., also in römisch-geschichtlicher Zeit, mit dem Steinmesser, und die Juden hielten an der alttestamentlichen Sitte, die Rinder mit dem Steinmesser zu beschneiden (II. Mos. 4,25; Jos. 5,2), in manchen Gegenden bis weit in unsre Tage herein fest. In Deutschland schnitt man noch im späten Mittelalter die Wünschelrute mit dem Feuerstein ab, damit sie wirksamer sein sollte.*)

Auch die Steinbeile wurden bis in geschichtliche Zeiten herein benutzt. Wir wissen, daß die Angelsachsen noch mit dem Steinbeil kämpften; wegen ihrer schlechten Ausrüstung wurden sie schließlich in der Schlacht bei Hastings 1066 besiegt und unterworfen. Wenn dieser deutsche Stamm, der sich in Kunst und Wissenschaft auszeichnete, eine reiche Literatur hinterließ und sich der günstigsten Handelsverbindungen erfreute, den Gebrauch des Steinbeils beibehielt, so wird man wohl auch annehmen dürfen, daß letzteres zu gleicher Zeit von den viel tiefer stehenden Wenden ebenfalls benützt ward. In Sachsen bedienten sich nach Preuxler noch im 19. Jahrhundert Leute des niederen Volkes der Steinbeile zu sympathischen Kuren; sie bestrichen mit diesen Werkzeugen bei Brüchen von Pferden usw. die schadhafte Stellen zum Zweck der Heilung. Die Steinbeile, welche in unsern Wällen und Steinspangebieten vorkommen, sind mitunter sehr roh, bilden nicht selten lediglich angeschliffene Geschiefstücke, oder sind nur grob zugeschlagen. Solche lose Stücke lassen sich auf ihr Alter schwerlich bewerten; die ungeschliffenen könnte man auch als unvollendet ansehen. Ich selbst habe in den Fluren der weitesten Rochlitzer Gegend allmählich über ein Schoß unversehrt oder zerbrochener Steinbeile aller Arten gefunden, und viele andere Leute, zumal Bauern, hoben ebenfalls solche Stücke auf. Man darf deshalb wohl auch vermuten, daß in früheren Zeiten unsere Vorfahren im

*) Das Nähere über den späten Gebrauch des Feuersteinmessers vgl. die Dissertation von E. A. Seyffert, Das Messer. 1911. S. 25 ff.

Landes gleicherweise, vielleicht noch mehr, Steinbeile fanden und sich dieselben unter Umständen zunutze machten. Falls ein vereinzelt Steinbeil, selbst von einer sehr alten, z. B. steinzeitlichen Form, in einem Wall auftritt, so kann dieses nicht als ein sicheres Beweisstück, daß die Anlage sehr alt, etwa steinzeitlich sein müßte, angesehen werden, da es schon vor dem Bau dort gelegen haben oder später dahin gebracht worden sein kann. Vor etwa 15 Jahren schachtete man in Geringswalde ein schönes, gelochtes Steinbeil beim Grundgraben eines Hauses aus; dieses Stück hat doch zweifellos schon an Ort und Stelle gelegen, bevor die Stadt entstand.

Unsere Wenden gebrauchten wahrscheinlich noch ziemlich viel steinernes Handwerkszeug, solange sie die alleinigen Herren im Lande waren, nebenbei, weil sie in der Schmiederei nicht viel leisteten und Eisengerät hauptsächlich wohl durch den Handel bezogen. Karl der Große verbot wiederholt, den Wenden eiserne Waffen und Brücken zu verkaufen.*) Zwar deuten einige ganz seltene wendisch-sächsische Dorfnamen auf Schmiedehandwerk: Cossern (von kosa = Sichel), Keuern (von kuja = Schmied) in der Amtshauptmannschaft Döbeln, doch ist es fraglich, ob diese Ortschaften ihre Namen schon vor dem Eindringen der Deutschen besaßen; möglicherweise kam die Schmiederei dort erst später, durch Deutsche, auf. Ein wendischer Ortsname verdrängte mitunter noch sehr spät den bisherigen deutschen; Lunzenau hieß bis ins 14. Jahrhundert Mühlhausen, sicher nach deutscher Mülerei.

Wie aus dem oben Gesagten hervorgeht, wurden Steinspan, Steinmesser noch in geschichtlicher Zeit lange vorwiegend zu Handlungen des Kults und Aberglaubens verwendet; ersterer liebt archaische Formen. Wenn auf unsern Grenzfundstellen und in Wallanlagen besonders Steinspäne vorkommen und hier augenscheinlich gebraucht wurden, so darf man doch mit der Möglichkeit rechnen, daß derartige Stätten mit der Ausübung von Kult dienten. Bei den Slawen standen die Kultverrichtungen den Häuptlingen und Ältesten zu, die nach Angabe mancher Forscher ihres priesterlichen Amtes in den Wallanlagen walteten.^{o)}

Meiner Ansicht nach sind letztere bei uns als Gemeindeversammlungsplätze, die in erster Linie zu religiösen Handlungen dienten und zum guten Teil das Gepräge heiliger Haine haben mochten, aufzufassen; solche Heiligtümer besaßen sowohl Germanen als Slawen. Ueber die Einrichtungen dieser Dertlichkeiten schweigen sich die ältesten Nieder-

*) Schulze, a. a. D., S. 36, 35. ^{o)} Ebenda, S. 39 f.

Schriften leider so gut wie völlig aus. Daß ein wesentlicher Unterschied in der äußeren Gestaltung dieser Stätten bei den genannten Völkerschaften bestand, ist wohl kaum anzunehmen, auch wird sich das Leben und Treiben dort so ziemlich gleichartig abgespielt haben.

Slawen und Germanen übten in der Hauptsache Naturreligionsdienst, verehrten auch Tiere, Berge, Bäume, weshalb sie ihre heiligen Haine tunlichst auf waldige Höhen verlegt haben dürften. Diese geweihten Plätze, die in der Spätzeit auch Götterbilder aufwiesen, hießen bei westlichen und nördlichen Germanen in lateinischen Schriften gewöhnlich *fana**) Bei den Franken und Burgunden lassen sich um 600 „*templa*“ nachweisen, worunter nach den neuesten Forschungen dachlose Bauten, Steinhegungen, die einen aufgestellten Altar oder Opferstein umgaben, zu verstehen sind, nicht aber eigene Tempelgebäude. Zweimal werden solche *templa* auch geradezu „*castra*“, also Burgen, verschanzte Lager, genannt und zwar gehörten diese heiligen „*castra*“ allem Anschein nach den Burgunden. Aus diesen Bezeichnungen ergibt sich, daß ein damaliger schanzenartiger Bau nicht ohne weiteres nur als ein kriegerisches Erdwerk aufgefaßt werden darf. Das Slawische nahm den lateinischen Ausdruck *castellum* (Befestigung) in der Form „*kostel*“ herüber, bezeichnete damit aber eine Kirche.⁹⁾

Nach Angaben des römischen Geschichtsschreibers Tacitus, der zu Beginn des 2. Jahrhunderts nach Christus starb, besaßen die Germanen, soweit er über sie unterrichtet war, zu seiner Zeit noch keine Tempelhäuser, auch keine Götterbilder. Die heidnischen Südgermanen scheinen überhaupt nie Tempelgebäude errichtet zu haben, wohl aber führten die Nordgermanen, besonders Norweger, Isländer, welche auf, jedoch auch erst sehr spät, gegen Ausgang des Heidentums, unter Einfluß fremder Kultur. Götterbilder sind bei Südgermanen etwa seit dem 6. Jahrhundert, also zur Zeit unserer Wenden in Sachsen, nachweislich.

Es wäre leicht verständlich, wenn die Nordgermanen bei der Errichtung ihrer Tempelhäuser zugleich eine Erinnerung an die sonst üblichen heiligen Haine wach erhielten; jene Bauten nahmen begreiflicherweise meist geringere Grundfläche an, mochten aber gewisse Eigentümlichkeiten vom heiligen Hain, wenn schon in abgeschwächter Form, fortführen. Manches an diesen Tempelanlagen, von denen besonders in Island viele Ruinen vorhanden sind, erscheint

*) A. Thümmel, der germanische Tempel. Dissertation, Halle, 1909.

⁹⁾ Schulze, a. a. D., 30.

einigen Eigenheiten unserer Wallanlagen ähnlich. Die Ueberreste der sehr verschieden großen Tempelgebäude liegen regelmäßig auf Bergen.

Nach Thümmels Darlegungen befand sich auf einer germanischen Kultstätte ursprünglich nur eine einfache von Rasen, Steinen oder Erde aufgeschichtete Hegung, also ein Wall, der meist einen aufgerichteten Stein oder einen Erdhaufen als Altar umschloß. Als die Tempelgebäude aufkamen, bestanden sie im holzarmen Island zunächst lediglich aus Rasenmauern; der Grundriß war anfangs kreisrund, später langrundlich. Um diese Aufführung zog sich in einer mäßigen Entfernung die Hegung. Da das eigentliche Tempelhaus in älterer Zeit nicht über ein Dach verfügte, war es demnach lediglich eine besondere Art einer mehr oder minder hohen Wallanlage. Durch einen Querdamm, der nie eine Oeffnung, also kein Thor, besaß, wurde der Tempelraum regelmäßig in zwei Gelfasse gegliedert, das eine für die Priesterschaft oder das Allerheiligste, das andere für das Valentum. Der Querdamm, der in mancher Hinsicht an den Bettner unserer frühesten Kirchen erinnern könnte, zeigt stets die größte Stärke; er war bedeutend dicker als die Umfassungswälle und trug nachweislich die Götterbilder, die hinter dem heiligen Feuer, das auf einer Art Absatz des Walles brannte, standen. Der Raum für die Priesterschaft lag, wenn es die Bodenbeschaffenheit erlaubte, höher als die Valenabteilung, zweifellos damit das Volk die heiligen Handlungen besser übersehen konnte. In späterer Zeit erst erhielt der Tempel ein Dach, welches die Ueberlieferung von gewissen Funden (Asche) begünstigte. Sehr oft ergaben die Tempelruinen Pferdeknochen, geglühte Steine, auch Wehsteine usw.

Die alten Kultstätten, zumal die als castra bezeichneten, dürften im allgemeinen ein ähnliches Aussehen gehabt haben wie die rundlichen Wallbauten unsrer Pflege, die durch Ausschüttung von Erde, Kies, Steinschutt hergestellt sind und zuweilen eine Felsenbank, ein Steinplateau, eine Klippe umgeben. Ist keine derartige Erhöhung vorhanden, so darf man wohl mit der Möglichkeit rechnen, daß sich ehemals an ihrer Stelle ein einfacher Erdhaufen, der bei späteren Rodungen, Pflanzungen leicht zerstört werden konnte, oder ein Felsblock, ein Stein, der sich ebenfalls vernichten, verrücken ließ, befand. Das Altienstück über die Berrainung der Kochliger Hospitalgrundstücke von 1791 führt eine Wacke an, die am Wall des Bieserner Porstel lag. In mancher Hinsicht erinnern die Quermälle unsrer Gegend an die Quer-

dämme der spätgermanisch-heidnischen Tempel. Bemerkenswerterweise sind auch bei uns diese Erdwerke nicht mit einer Oeffnung (Thür) versehen und verfügen über eine viel größere Stärke als die üblichen Umfassungswälle; ihre bedeutendste Höhe und Mächtigkeit zeigen sie auf dem Ramm ihres Berges. Da ihr Zweck sonst ziemlich unverständlich erscheint, könnte man sich recht wohl vorstellen, daß sie Götzenbilder oder heilige Zeichen trugen, daß auf ihnen oben der Priester sichtbar dem Volk tätig war. Der Quermall oder auch eine Felsenerhöhung mag den Altartisch mit vertreten haben; die Erhöhungen waren besonders geeignet zum Abbrennen der verschiedenen Kultfeuer (Opfer-, Sonnenwende-, Nothfeuer). Daß auf ihnen Brände entfacht wurden, beweist wenigstens der Rochlitzer Ragenstein. Andere derartige Ruppen sind so verwittert und abgeführt, daß ich dort keine Spuren ehemaliger Feuer wahrzunehmen vermochte. Daß sich dort Ascheablagerungen nicht nachweisen lassen, könnte man in der Hauptsache schon damit erklären, daß der Wind diese leicht bewegliche Masse von den lustigen Höhen bald verwehte, denn in Wälden, wo durch Feuer erzielte Verziegelung von Lehmschichten vorliegt, z. B. in Schlagsdorf, Hörschen, im Poppitzer Kiefling an der großen Brandstelle, fehlen Ascheschichten ebenfalls. Die Quermälle rechne ich zu den jüngeren derartigen Werken unsrer Pflege, weil in ihrer Nähe besonders viel frühdeutsche Scherben auftreten.

Da die germanischen Tempel sehr verschiedene Größe hatten und im Laufe verhältnismäßig kurzer Zeit mancherlei Aenderungen ihrer Grundformen erfuhren, so würde es nicht auffällig erscheinen, daß unsere als Kultstätten angesprochenen Wallanlagen ebenfalls nicht gleichgroße Ausdehnung zeigen und mehrfach Verschiedenheiten ihrer Grundrißgliederung aufweisen. Spätere Anforderungen mochten weitere Ausgestaltung manches Erdwerks herbeiführen. Unsere mittelalterlichen Kirchen wurden auch viel umgeändert, umgebaut, vergrößert.

Wenn die früher ausgesprochene Vermutung, daß der Name Borsch(t)el verschiedener unsrer Wallberge soviel wie Kiefernberg bedeutet, richtig ist, so wäre anzunehmen, daß diese Höhen mit Schwarzholz bestanden waren. Die zahlreichen wendischen Flurnamen der Rochlitzer Gegend, soweit sie auf Bezeichnungen von Waldbäumen zurückgehen, nennen regelmäßig Laubbäume, vor allem Birke, Erle, Buche, Linde; einen Flurnamen, der von bor = Kiefer, sosna = Tanne käme, habe ich nicht angetroffen, doch werden die Dorfnamen

Bürsten und Zahniß von diesen Wörtern abgeleitet. Allem Anschein nach war bei uns Schwarzholz in der Sorbenzeit nicht häufig und bildete für gewöhnlich wohl keine eignen Wälder; letztere fehlten auch noch in der deutschen Zeit bis ins 16. Jahrhundert, wie Forstrechnungen usw. ausweisen. Nadelbäume traten ursprünglich augenscheinlich mehr vereinzelt oder in kleinen Gruppen in unsern Waldungen nebenbei auf. Möglicherweise wollten die Wenden gewisse Wallberge durch einen Holzbestand, der durch seine Farbe und sonstiges Gepräge vom üblichen Laubwald der Ortsflur abstach, hervorheben, durch Schwarzholz. Die Nadelbäume wirken ernst, fast schwermütig, weshalb sie auch regelmäßig seit undenklichen Zeiten auf geweihten Stätten wie Kirchhöfen mit Vorliebe gepflanzt wurden, und darum ließe sich wohl verstehen, daß unsre Sorben Kultplätze mit derartigem Gehölz umrahmten.

Falls unsere Wallwerke heidnische Kultstätten waren, so konnten sie ihre Bedeutung erst dann verlieren, als die Bevölkerung immer mehr zum Christentum belehrt wurde, als letzteres schließlich den völligen Sieg davontrug; das geschah aber noch nicht mit der Eroberung des Landes durch die Deutschen. Letztere vermochten lange nicht, den heidnischen Glauben der unterjochten Eingeborenen auszurotten, zumal das Christentum dieser eingedrungenen Herren selbst nur von ziemlich fragwürdiger Lauterkeit war.

Zwar waren die slawischen Bistümer bereits 968 gegründet worden, aber dieses Ereignis blieb zunächst sehr wenig erfolgreich hinsichtlich der Ausbreitung der Heilslehre. Seit dem Beginn des 11. Jahrhunderts gehörte die weitere hochliger Pflege rechts der Mulde ständig zum Bistum Meissen, links des Flusses zu Merseburg. Die Bischöfe waren jedoch auch damals noch ziemlich machtlos, so daß sie sich in unsrer von ihren Sizen weit abgelegenen Gegend nicht wirksam für die Unterdrückung des Heidentums einsetzen konnten. Kirchen gab es in jener Zeit bei uns offenbar noch nicht. Ein nachhaltiger Umschwung der Sachlage begann erst im 12. Jahrhundert. 1168 entstand das Kloster Zschillen, in dessen Stiftungsurkunde zum erstenmal die hochliger Pfarrkirche, die damals wohl noch die einzige weit und breit war, erwähnt wird. Dem Konvent Zschillen ist sicher hauptsächlich mit die endgültige Belehrung unserer Vorfahren in den benachbarten Strichen an der mittleren Mulde, Chemnitz und nach der Schopau zu zu danken; sie trat also erst ein, nachdem die Deutschen schon etwa zwei Jahrhunderte hier geherrscht hatten, und war sicher selbst

dann noch lange nur oberflächlich. Altheidnische Gewohnheiten der Eingeborenen blieben weiter bestehen, und heidnische Anschauungen, die fernerhin in Kultübungen zum Ausdruck kamen, lebten fort, konnten nicht gänzlich unterbunden werden, zumal die einwandernden deutschen Bauern, Handwerker usw. zum guten Teil ebenfalls ähnliche heidnische Bräuche pflegen mochten. Diese Fremden kamen meist aus Franken, Thüringen, Sachsen, Niederdeutschland usw., also aus Ländern, in welchen heidnische Sitten, vor allem diejenigen, die sich auf Flurenkult bezogen, mindestens noch das ganze Mittelalter hindurch zur Ausübung kamen; daß sich diese Bräuche wesentlich von den wendischen unterschieden, dürfte kaum anzunehmen sein, wie auch gar nicht ausgeschlossen ist, daß sich manche der neuen Herren zu Berrichtung abergläubischer Handlungen auf den vorgefundenen Kultstätten, die so gewöhnlich deutsche Gefäßtrümmer aufweisen, gelegentlich einstellten. Die aus dem Heidentum stammenden Flursagen unsrer Pflege, die im allgemeinen dieselben sind wie in anderen Gebieten Deutschlands, wurden von Wenden und Deutschen in gleicher Weise fortgesponnen und überliefert.

Da wir keinen genaueren Bericht über den religiösen Flurenkult unsrer Sorben und ihrer Unterdrücker in der Kolonisationszeit besitzen, so muß man versuchen, sich eine Vorstellung über die fragliche Angelegenheit zu machen auf Grund dessen, was wir in dieser Hinsicht von mehr oder minder benachbarten Ländern innerhalb des Reichs erfahren. Für unsere vorliegende Untersuchung dürften vor allem die altheidnischen Flurumzüge von besondrer Bedeutung sein, da bei ihnen die Wallanlagen eine gewisse Rolle mit gespielt haben könnten. Ausklänge dieser uralten Umzüge, freilich christlich verkleidet, lassen sich z. B. noch heutzutage in Sachsen, besonders aber in nicht wenigen katholischen Gegenden nachweisen.*) Daß zu mittelalterlicher Zeit in unsrer Pflege Prozessionen verschiedener, noch heute in der katholischen Kirche üblicher Arten stattfanden, ist selbstverständlich; es haben sich auch Denksteine davon erhalten. In Seelig steht am Feld neben dem Weg in einer mäßigen Entfernung nordwestlich von der Kirchhofsmauer ein Steinkreuz, auf welchem ein betender oder segnender Mann in katholisch-geistlichem Gewand eingehauen ist. Ähnliches Aussehen besaß wahrscheinlich ein jetzt verstümmeltes Steinkreuz auf einem Rain von Rathendorfer Gemeindeländ; von dem darauf eingehauenen Mann ist nur noch der Unter-

*) Vgl. dazu Gehmlich (später Rochlitzer Seminardirektor), Flurprozessionen. Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung. 1897., N. 70.

teil erhalten. Diese Steine stellen zweifellos Stationskreuze vor, an denen Prozessionen, Bittgänge anhielten. Die Rechnung des Klosters Zschillen von 1487 nennt unter dem Inventar: „Ein gulden tuch zum himel corporis chrifte“, „3 paar fanen“, augenscheinlich einen Prozessionsbaldachin mit dazu gehörigen Fahnen. (Prozessionen habe ich in alten Schriften über unsere Gegend nie erwähnt gefunden.)

Ueber die heidnischen Flurumzüge unsrer Vorfahren liegen verhältnismäßig alte Nachrichten vor. Sie wurden schon frühzeitig verboten, z. B. 745 auf einer unter dem Vorsitz von Bonifatius tagenden Synode, die sich u. a. mit gegen den Brauch der Deutschen richtete, ein Bild (offenbar ein Götzenbild) durch die Fluren zu tragen. Nach anderen Berichten waren die alten Flurumzüge verbunden mit Schmausereien, Feueranzünden, Wettreiten, Spielen. Man umritt das Dorf, segnete die bebauten Fluren, führte im Zug bekleidete Puppen, Haustiere, wie Pferde, Kühe, Schafe und dgl. Die Zugteilnehmer nahmen Knochen, Asche, welche Dinge von Opferschmäusen herrührten, an sich, um sie in ihre Aecker, die dadurch geweiht, beschenkt werden sollten, zu versenken. Die heidnische Anschauung, welche sich in allen diesen Bräuchen offenbarte, gab immer und immer wieder der Kirche Veranlassung, die Flurumzüge, wiewohl mit sehr geringem Erfolg, zu untersagen; z. B. wurden sie 940 von der Aebtissin zu Schildesche bei Blelesfeld den Sachsen verboten, und noch 1533 untersagte man sie in Cleve, 1554 in Mansfeld, nach der Reformation. In verschiedenen Landgebieten führten die Umzüge eigne Namen wie Heilige Dracht, Eschebesegnung (Esche = Ernte), Saatreiten u. dgl.; sie gingen gewöhnlich, wenn das Getreide im Halm stand, vor sich, also vor der Ernte, wenn die Felder am meisten durch Unwetter Schaden erleiden konnten; in manchen Gegenden dauerten die mit den Umzügen verbundenen Festlichkeiten mehrere Tage.

Mit dem Flurenkult stehen sicher auch die Hagel- und Notfeuer, sowie die Feuer zu Ostern und zur Sonnenwende in engster Beziehung; sie stammen zweifellos ebenfalls aus heidnischen Tagen und haben sich in vielen Gegenden bis auf die Gegenwart erhalten, z. T. mit Begleitumständen, denen ihr vorchristlicher Ursprung nicht abzusprechen ist. Bei Quedlinburg*) wurde bis um 1820 zu Ostern „Das Bockhornbrennen“ abgehalten, obgleich eine Polizeiverordnung von 1620 „das sündhafte Bockhornbrennen“ verboten hatte.

*) Urkundenbuch der Stadt Quedlinburg, S. XIII f. —

Man errichtete auf der „Bockhornschanze“, die auf der Grenze des Stifts Quedlinburg lag, Haufen von Pferden sowie anderen Knochen und setzte sie durch angezündete Teertonnen in Brand. Nachgrabungen führten dort zur Aufdeckung eines aus behauenen Steinen hergestellten 1 m hohen, 2,5 m breiten Baues, ferner einer Pyramide von aufeinander geschichteten Kieseln, in deren Nähe Urnen, Asche, Steinmesser, gegen 20 Menschengeriippe in Reihen, Menschenköpfe gefunden wurden. Wie die Rochlitzer regelmäßig als „Schanzen“ bezeichneten und im Grenzgebiete liegenden Wälle m. A. keine Befestigungen waren, so stellte offensichtlich auch die „Bockhornschanze“ keine solche dar, bildete vielmehr eine seit prähistorischer Zeit gebrauchte Kultstätte. Ähnliche Handlungen wie auf dieser „Schanze“ beging man bis ins 19. Jahrhundert zu Weihnachten auf dem Antoniusberg zu Schweina im Thüringischen. Man errichtete aus Feldsteinen eine etwa 10 Fuß hohe Pyramide, das sogenannte Steinhäuschen, brannte Besen an, sang Gesangbuchlieder und riß schließlich den Bau wieder ein. *)

Mich dünkt, als wenn sich eine Erinnerung an ähnliches Treiben auf der Wälsche unsers Dorfes Roschwitz erhalten haben könnte; da diese eine weithin sichtbare Höhe unsrer Gegend ist, so war ihr Gipfel ganz besonders geeignet zu Feuern, welche auch auf größere Entfernungen wirken wollten. Ihn bedeckt heute noch zum größten Teil Gehölz; der Boden dort ist sehr steinicht. Da, wo letzteres jetzt an den Acker (von Fichtner) anstößt weist es einen merkwürdigen, künstlichen Buckel auf, welcher „Buckofen“ heißt. An der Stelle des Feldes stand ursprünglich Schwarzholz, das in der 2. Hälfte des vorigen Jahrhunderts nach und nach gerodet ward; der Streif am Buckofen wurde um 1890 urbar gemacht. Der Kern des Buckofens wird gebildet aus einer Schichtung verschieden großer, natürlicher Porphyrtuffbrocken; darüber lag ein mäßig dicker Mantel von Erde. Der kreisförmige Grundriß mißt im Durchmesser 8 m; die Höhe des Haufens betrug nur etwa $1\frac{1}{2}$ m; zweifellos war er ursprünglich höher und weniger breit, da die weichere Erdmasse nach den Seiten abgeschwemmt ist. Der Boden darunter ist der zerklüftete Felsen, ohne jede Artefakte. Die Aufschüttung selbst enthielt Stückchen von Holzkohle, Bröckelchen geglühter Knochen, einige dürftige Reste natürlicher Knochen, Scherben verschiedener Art und Steinartefakte. Einige der sehr kleinen Geschirrstücke sind möglicherweise steinzeitlich; sie sind sehr weich und führen ein Stichornament

*) Sachsegrün, S. 202.

vor. Andere wenige sind mittelalterlich deutsch. Unter den Steinsachen, die meistens Späne und Abfall aus Feuerstein und Bandjaspis darstellen, befand sich ein kleines Schneidestück eines Beiles und ein bearbeitetes grünes in der Größe und Form eines mäßigen Hühnereies. Unmittelbar unter dem Rasen lag ein Stück von einem kleinen Eisenring. Ursprünglich habe ich das Denkmal als ein prähistorisches angesehen, da ich annahm, daß jüngere Sachen nachträglich in den Haufen gekommen wären. Jetzt betrachte ich ihn als eine viel spätere Schöpfung. Meine fortgesetzten Untersuchungen des dortigen Feldteils ergaben dieselben Vitefakte: Einige Bruchstücke von Steinbeilen, gebrannte Knochenrestchen, Späne, Kernstücke von Bandjaspis, dieselben prähistorischen Scherben, dazu wendische und deutsche. Neuerdings wurde auf dem Feld auch ein angebrochnes Steinbeil gefunden. Allem Anschein nach hat man später beim Backofenbau Boden mit solchen Funden über die aufgeschichteten Steine geschaufelt. Das Denkmal befindet sich an einer hervorragenden Stelle, die seit prähistorischen Tagen zu Kulthandlungen bis in christliche Zeit gedient haben mag, wie dies mit der Bockhornschanze auch der Fall ist. Weder durch seine innere Einrichtung, noch durch die äußere Form verdient der Buckel den Namen „Backofen“; mit einem Backofen hatte er ursprünglich wohl nur gemein, daß an ihm tüchtig gefeuert wurde.

Daß man auch in unsrer Pflege Knochen von Flurkultthandlungen in den Boden versenkte, glaube ich unter anderem aus folgendem Fund schließen zu dürfen. Auf dem Steinberg zu Erlau, einer wie die Wälsche weithin sichtbaren Höhe, befindet sich ein mäßiges Massenfundgebiet von Steinspänen, Kernstücken, frühdeutschen Scherben an dem dortigen Steinbruch, der nach Angabe der alten Kirchengalerie im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts angelegt ist und wahrscheinlich den Hauptteil des Fundgebiets verschlungen hat; es tritt im Nordost bis an den Rand der Grube heran. In der angebrochenen Abraumwand des Bruches entdeckte ich 1904 ungefähr 1 m unter der jetzigen Ackeroberfläche 4 Stücke großer tierischer Knochen (von Pferd, Rind?) im zerklüfteten Felsen, die nur absichtlich dahin versenkt sein konnten.*)

*) Abergläubische Besenkungen von Bäumen, Brunnen usw. kommen in der Rochlitzer Gegend noch jetzt genug vor: In den heiligen 12 Nächten versieht man Obstbäume mit der Strohbinde; manche Wöchnerin auf dem Dorf wirft bei ihrem ersten Ausgang Salz oder eine Münze in die Plumpe des Gehöfts; man läßt das letzte Aehrenbüschel bei der Ernte auf dem Grenzwinkel des Feldes stehen usw. Die Geschenke waren ursprünglich natürlich Opfer für Gottheiten, Dämonen.

Wenn das Saatreiten die Segnung der bebauten Liegenschaften bezweckte, so werden die betreffenden Umzüge nicht durch die Wälder gegangen sein; in unsrer Gegend befanden sich ehemals, zum guten Teil bis in neueste Zeit herein, die Gehölze der Dörfer meist mehr nach den Grenzen zu, besonders in den gewöhnlich sehr nassen Grenztälern. Es ist demnach anzunehmen, daß bei uns sich die Prozessionen im allgemeinen nur bis auf Grenzhöhen erstreckten, daß sie hier ihren Abschluß fanden.*) Da sich auf solchen Bergen regelmäßig die Wälle und auch Steinspangebiete befinden, so liegt doch die Vermutung sehr nahe, daß diese Stellen mit Flurumzügen in Zusammenhang stehen, dort mochten die mit letzteren verbundenen Feste in der Hauptsache stattfinden, und man könnte diese geradezu als Grenzfesten ansprechen; sie würden dann an die Terminalien erinnern, die bei den Römern üblich waren und vom König Numa eingeführt worden sein sollen. Von den feierlichen Flurumzügen unsrer Pflege erhielten sich vielleicht gewisse Einzelheiten in den späteren Rochlitzer „Weichbildbeziehungen“, wie sie nachweislich 1601 und dann noch öfters stattfanden. Diejenige von 1709 schildert Heines Chronik; es ist darüber auch noch ein Altentstück vorhanden, wie dies gleicherweise hinsichtlich der Verainung der Rommungsgrundstücke 1787, 1825, 1826 der Fall ist. Bei allen diesen Flurumzügen beteiligten sich nicht nur hohe Beamte, sondern auch die Geistlichen und zahlreiche sonstige Bürger; man holte sogar Kinder aus der Schule, um sie an den Grenzbesichtigungen teilnehmen zu lassen. Mitunter knüpfen sich in anderen Gegenden noch heutzutage an solche Grenzbegehungen Bräuche, welche lebhafter an die alten Flurprozessionen gemahnen. 1906 ging durch die Zeitungen ein Bericht über das damals stattgefundenene „Grenzziehen“ der Gemeinden Bergholz und Grabo bei Wittenberg, das sich aller 10 Jahre von neuem abspielt. Bei dieser Gelegenheit umziehen die beiden Gemeinden unter Musik ihre Ortsmark, graben die künstlichen Grenzhügel um und glätten sie wieder; ist ein neuer Besitzer im Zuge, wird er auf den ersten und

*) Die Grenzlinie verlief in ältester Zeit wohl oft nicht durch das heutige Grenzthal, welches vielmehr von benachbarten Gemeinden zusammen benutzt wurde. Zwischen Seelitz und Gröblitz liegt in der Senkung ein weites Wiesengelände, das heute „die lange Liese“ heißt. Ueber dieses Flurstück wurde 1590 ein Vertrag in das Rochlitzer Amtshandelsbuch eingetragen, wonach die beiden Gemeinden Gröblitz und Seelitz wie seit alter Zeit „die lange Liese“ mit dem Vieh gemeinsam abweiden sollten, jedoch sollten die Seelitzer nicht eher austreiben als die Gröblitzer. Auf einem anstoßenden höher gelegenen Gröblitzer Acker befindet sich ein Steinspangebiet.

legten Grenzhäufen gesetzt. Unterwegs wird fleißig getrunken; Schmausereien und schließlich Tanz im Gasthof endet die Feier. Ursprünglich gingen diese Lustbarkeiten, als es noch keine Schenke gab, sicher im Freien vor sich.

Die hier genannten uralten Grenzhügel waren auch bei Slawen üblich; im Polnischen hießen sie Kopyzen*). Sie hatten wohl ungefähr das Aussehen des Rostwiger „Bachofens“.

Daß die Flurumzüge sich überall in gleich reicher Ausmessung abspielten, läßt sich schwerlich annehmen, schon deshalb, weil die einzelnen Gemeinden sicher hinsichtlich ihrer Größe, Bevölkerungszahl, ihres Wohlstandes sehr verschieden waren. Kleine Ortschaften konnten keine großen Volksbelustigungen anstellen, und die Kulthandlungen, die Umzüge mit ihren Segnungen verliefen bei ihnen vermutlich sehr einfach. Umhegte Kultstellen waren wahrscheinlich in solchen Gemeinden nicht unbedingt nötig; oft mochte ein Felsblock, ein aufgestellter Stein, ein Erdhäufen oder dgl. genügen, um eine derartige Stätte zu bezeichnen. Manches in der Rostwiger Gegend und anderswo, z. B. in Döben bei Grimma mit seinem „Hohen Stein“, deutet darauf; doch würde es den Rahmen der vorliegenden Abhandlung weit überschreiten, wenn hier diese Frage eingehend erörtert werden sollte. In anderen Dörfern mochte man den mit Kult verknüpften Volksbelustigungen größere Zugeständnisse machen; waren mit ihnen Wettreiten usw. verbunden, so stellten sich dazu wohl gar nicht selten Vertreter anderer Gemeinden ein, so daß die Veranstaltungen bedeutendere Flächen erforderten. Die Wallanlage auf dem Rötterner Borschel z. B. könnte man in ihrer Eigenart vielleicht dahin erklären, daß der Zwischenraum innerhalb der großen Quermälle als die eigentliche Kultstätte benutzt ward, während das weite Gelände zwischen Mittelwall und Umfassungsdamm den Schauplatz der Schmausereien und anderen Volksbelustigungen bildete. In ähnlicher Weise ließe sich die Laßtauer Anlage mit ihrem Nebengeläß deuten.

Wie oft heilige Haine und verwandte Kultstätten im Laufe des Jahres benutzt wurden, läßt sich nicht sagen. Zuweilen mochte der Priester allein anwesend sein, der Opfer darbrachte, vorbereitete oder andere Kulthandlungen verrichtete. Zu den ständig, regelmäßig sich dort abspielenden Zusammenkünften gesellten sich wohl auch mitunter andere, denen ein seltenerer Anlaß zu Grunde lag, wie drohender

*) Schlesisch-polnische Grenzfehden. Beilage zum 56. Jahresbericht des I. Gymnasiums zu Rawitsch, 1909, S. 17. —

Kriegsausbruch, schwere Unwetter u. dgl. Wenn es richtig ist, daß solche Plätze gelegentlich der Flurumzüge mit aufgesucht wurden, so würde es sich dabei auch um außergewöhnlichere Fälle handeln. Als sicher darf man wohl annehmen, daß die betreffenden Dertlichkeiten von der Allgemeinheit verhältnismäßig wenig betreten wurden und daß sich dort deshalb viel Gras und sonstiger Pflanzenwuchs in den milderen Jahreszeiten entwickelte; dieser Umstand bildete aber sicher eine günstige Vorbedingung für das Halten heiliger Tiere. Sollten diese dort genügend Nahrung finden, so mußten die Dertlichkeiten auch größere Ausdehnung besitzen. Daraus ließe sich vielleicht mit der bedeutende Umfang mancher unsrer Wallanlagen erklären. Waren mehrere getrennte Räumlichkeiten vorhanden, so konnte das umhegte Gelände auch wechselweise abgeweidet werden.

Bei Germanen und Slawen gab es solche geweihte Tiere; besonders wurde der Schimmel verehrt. Daß letzteres in heidnischer Zeit möglicherweise auch in unserer Pflege der Fall war, glaube ich daraus schließen zu dürfen, daß mitunter unsere Flursagen von umgehenden Schimmeln erzählen, z. B. soll ein derartiges Unwesen an der Winkelntopffeifersdorfer Saubrücke kommen. (Auf der Hochläde bei dieser Brücke liegt ein mäßiges Steinspangebiet.) Vom Röttwisch-Königsfelder Hinterholz hörte ich, daß dort der „weiße Schimmel“ sein geisterhaftes Wesen treibt; es wird also die Farbe ganz besonders betont. (In der Nähe dort, nach der Streitlinde zu, befindet sich ebenfalls ein Steinspangebiet; am Hinterholz wurde ein gewichtiges gelochtes Steinbeil gefunden.) Von andersfarbigen Rossen, z. B. einem Rappen, habe ich nie gehört, daß sie zu den Flurspukgestalten gehören. Da das Pferd bei unseren heidnischen Vorfahren eine religiöse Verehrung genoß, spielte es wohl eine Hauptrolle bei den Flurumzügen mit den Wettreiten; aber aus demselben Grunde wohl wollte es das Christentum aus diesen Feierlichkeiten verdrängen. Zur Zeit Karls des Großen wurden die Flurumzüge im Frankenreich christianisiert; sie blieben bestehen, aber im christlichen Anstrich, vor allem verbot man das Reiten dabei.

Die heiligen Pferde wurden doch schwerlich anders verpflegt als viele Haustiere, die ehemals fast ständig unter freiem Himmel in Wäldern oder Umhiegungen auf der Weide waren. Auf diese alte Sitte deuten noch jetzt zahlreiche Flurnamen unsrer Gegend, z. B. Pferdeholz (Sachsendorf, Bschauig), Schelberg (Stöbnig, Seupahn), Tiergarten (Winkeln, Bürsten, Raubain, Kralapp) usw. Diese

Bezeichnungen gehen in der Hauptsache sicher bis weit ins Mittelalter zurück. Das Wort „Schelberg“ kommt vom althochdeutschen Skelo = Hengst.*) Nach einem Vertrag, den die Rüstener Bauern 1529 unter sich abschlossen, sollte hinfort nur derjenige befugt sein, im „Thiergarten“ und in der „Koligt“ zu hüten, der zugleich das Gemeinderind auf seinem Gut hielt. Die Namen Tiergarten und Koligt (jetzt Gulke gesprochen) waren demnach altüberlieferte Flurnamen im Dorf.

Die geweihten Tiere werden sich auch meist auf der Weide befunden haben; für sie blieb wohl das Gelände eines heiligen Haines das geeignetste. Daß man Pferde in der Rötterner Wallanlage — wenigstens in späterer Zeit — hielt, geht daraus hervor, daß ein Teil der Vertikalität „das Pferdeloch“ hieß. Ob die altertümlichen Hufeisen, die sich in Wällen hin und wieder vorfinden, z. B. von ehemals dort weidenden Pferden herrühren, würde natürlich offene Frage bleiben; sie könnten auch mit Opferungen zusammen hängen. In den nordischen germanischen Tempeln kommen öfters Ueberreste von Pferdeopfern vor, die sich leicht erhalten konnten, da die meisten dieser Gebäude überdacht waren. Ob man in unseren offenen Wällen ebenfalls derartige Tiere den Göttern darbrachte, läßt sich nicht erweisen, da dort Pferdeknochen so gut wie nicht erhalten sind. In der spätesten Zeit opferte man vielleicht anstelle der Pferde selbst nur Hufeisen, Teile von Pferdegeschirr, und dieser Brauch, christlich bemäntelt hatte sich in unserer Gegend bis zum Beginn der Reformation erhalten. Der Rochlitzer Bürgermeister Melchior Matthesius († 1568) berichtet in seiner Chronik, daß man in katholischer Zeit dem heiligen Leonhard in der Kapelle unseres benachbarten Dorfes Zschauitz eiserne Pferde, Hufeisen und eiserne Ketten geopfert habe.**)

Wenn die alten Flurkultbräuche nachweislich in vielen Gegenden Deutschlands bis in die neueste Zeit herein ausgeübt wurden, so könnte es auch nicht befremden, daß in manchen Wallanlagen der Rochlig-Waldheimer Gegend

*) Die Schreibung „Schelberg“ ist zweifellos die richtige. Die Rochlitzer Amtsrechnung von 1631 nennt für Stöbnitz einen „Acker auf der Schel Leide“, ebenso führt ein Altensück von 1682 über Jagdsachen (Rasarchiv) den Schelberg an. Nach einem Rügenprotokoll von 1655 kamen damals die Pferdehirten auf dem Schelberg in Streit. — Andere Flurnamen, die mit alter Tierhütung zusammenhängen, sind für unsere Gegend z. B. Viehberg (Sachsendorf), Dachsenbusch (Wittgendorf), Kuhberg (Poppitz, Bernsdorf), Kuhplan Königsfeld), Kuhloch (Kolkau), Lämmerholz (Bettritz), Schafberg (Röttwitzsch), Sauberg (Rochlig) usw. **) Heines Chronik, S. 146.

nicht selten Funde gemacht werden, die darauf deuten, daß sich dort noch um den Ausgang des Mittelalters ein ähnliches Treiben abspielte wie in früherer Zeit.

Daß an solchen Stellen viel gefeuert worden ist, beweisen die rotgebrannten Behmbröckelchen, mitunter schwarz gefärbte Stellen im Boden, vereinzelte Feuerungsanlagen, weißgeglühte Feuersteine und im Brand geschwärzte Feldsteine, gelegentlich auch angeruhte Scherben, die wohl vom Geschirr stammen, welches beim Kochen gebraucht worden war. In der Nähe der Wallanlagen befindet sich regelmäßig fließendes Wasser, das man leicht im Geschirr herbeiholen konnte. Da man augenscheinlich Feuerstellen mit ihren Scherben, Asche unter Schutt vergrub, so wollte man sie vielleicht absichtlich in den Boden versenken, wie nach sonst ziemlich oft nachweisbarer Sitte solche Dinge in den Grund der Acker gebettet wurden.

Zum guten Teil mögen die Opferungen, zumal in der Spätzeit, unblutige gewesen sein; bei den Flurprozessionen wurden besonders Eier und Geflügel verzehrt. Man brachte wohl auch Früchte, Getreide dar. Auffällig war aus dem Noßwiger Backofen der geschlagene Stein in Eisform.

In ältester Zeit haben aber, sicher auch bei uns, genug blutige Opferungen stattgefunden, wohl auch Menschenopfer. Bei solchen heiligen Handlungen spielte das Abnehmen des Hauptes, das den Göttern geweiht blieb, eine Hauptrolle. Darum wahrscheinlich erzählen die Sagen unsrer Gegend noch so oft von in Randstrichen der Ortsflur umgehenden hauptlosen Menschen, Pferden u. dgl. Natürliche Knochen, die von uralten Kulthandlungen in unsern Wäldern herrühren könnten, habe ich freilich nur selten gefunden (Reßling-Poppitz, Höfchen), doch kommt mir das gar nicht besonders befremdlich vor. Wie die öfters auftretenden geglühten Knochenbröckelchen andeuten, wurden Knochen häufig verbrannt. Viele der natürlichen, die im Laufe der Zeit mürbe geworden waren, mögen auch in früheren Jahrhunderten bei Waldarbeiten in den Wallanlagen vernichtet worden sein. Möglich wäre es überdies, daß reißende Tiere wie Wölfe, Wildkaten, Luchse, Füchse, Raubvögel Knochen, welche von Opferungen herstammten, verschleppten; um sich derartiger ungebeter Gäste während der heiligen Handlungen, sowie der anschließenden Volksbelustigungen möglichst zu erwehren, hegte man wohl die Kultstätten mit ein.

Bei den Germanen kamen Menschenopfer noch nach Christus vor, und die grausige Sitte, den Schädel des Feindes zu einem — auch im Kult gebrauchten — Trinkgefäß um-

zuarbeiten und zu benutzen, läßt sich bis ins 6. Jahrhundert verfolgen. Ob unsre Wenden in ältester Zeit noch Menschenopferungen vornahmen, wissen wir nicht. Der Umstand, daß man in unsern Kultstellen keine Menschenknochen fände, könnte noch nicht den Beweis liefern, daß dort keine derartigen Handlungen vor sich gegangen wären; verfuhrten doch diese Sorben offensichtlich auch sonst sehr oberflächlich mit der Bestattung ihrer Toten. Ein wendisches Skelettgrab gehört in Sachsen zu den größten Seltenheiten; gleiches gilt von einer wendischen Urne mit Leichenbrand. Da das slawische Gefäß gut gebrannt war, müßten solche Urnen in der Erde doch sehr viel vorkommen, zumal die sorbische Bevölkerung weit verbreitet war und jahrhundertlang im Lande geherrscht hat. In unsrer weitesten Gegend habe ich trotz jahrzehntelanger Forschungen keine Spur einer wendischen Bestattung entdeckt. Das ganz auffällige Fehlen oder die überraschende Seltenheit wendischer Gräber kann man m. A. nur dadurch erklären, daß die Wenden bei uns fast ausnahmslos ihre Toten verbrannten und von ihnen nur wenig Knochenasche ohne Beigabe in den Boden, wo sie jetzt kaum wieder zu entdecken ist, verscharrten, gewissermaßen also lediglich eine Art symbolischer Beerdigung ausführten.

Auf blutige Opferungen in Wällen könnten auch die Feuersteinspäne, ferner die allerdings sehr selten auftretenden Eisenmesser und Beile, sowie die Wetzsteine deuten. Letztere waren in verschiedenen dieser Dertlichkeiten nachweisbar und erinnern an gleichartige Stücke in germanischen Tempeln. Zu vermuten ist, daß derartige Steine zum Schärfen von Messern benutzt wurden, die bei Opferungen und anschließenden Effereien gedient haben. Die künstlich geformten und deshalb wohl wertvolleren Wetzsteine, die im Poppiger Reßling bei der großen Feuerstelle lagen, waren sämtlich vorsätzlich verstümmelt, unbrauchbar gemacht; vielleicht wollte man derartige Gegenstände, die von Kulthandlungen herrührten, absichtlich einer weiteren (profanen) Verwendung entziehen? Eine gleiche Annahme könnte die Betrachtung anderer Funde hervorrufen; Aexte, Hufeisen usw. sind regelmäßig, augenscheinlich mit Fleiß, zerbrochen. Feuersteinspäne und Kernstücke hat man gar nicht selten ins Feuer geworfen, wodurch sie brüchig und bröcklig geworden sind. Zweifellos sind auch Gefäße häufig vorsätzlich zerschlagen worden, wie z. B. viele Gefäßtrümmer vom Poppiger Reßling, vom Höschener Wall usw. andeuten.

Unter den Scherben waren mir besonders die Bodenstücke mit Marken beachtlich. Auf wendischem Geschirr

kam wiederholt (in Ziegra, Poppitz je dreimal, in Röttern einmal) ein eingedrückter Kreis auf der Außenseite des Bodens vor; auf deutschen Gefäßen tritt an derselben Stelle ein erhabenes griechisches, von einem Kreis umgebenes Kreuz auf (Höfchen, Langenleuba, Trachensfels bei Penia). Diese Marken wurden früher als Handwerkerzeichen betrachtet. Unter ausführlicher Begründung habe ich dann*) die Ansicht ausgesprochen, daß diese Bilder Kultzeichen sein müssen, und diese Auffassung wurde unter fast gleicher Begründung später weiter vertreten.**) Der Kreis gilt in der prähistorischen Literatur gewöhnlich als Sinnbild der Sonne. Man könnte sich recht wohl vorstellen, daß auf Gefäßen ein heidnisches Kultzeichen (Sonne) durch ein christliches (benanntes Kreuz) abaelöst wurde. Kultzeichen wird man besonders auf Kultstellen erwarten dürfen. Das christliche Radzeichen kommt sehr oft auf Geschirr vor, das in den Wänden zahlreicher Kirchen Deutschlands, z. B. in Grimma, eingemauert ist. Sicher sind die in unsern Wällen auftretenden Gefäße mit den verschiedenen Bildern nicht zu einem Alltagsgebrauch bestimmt gewesen oder dazu benutzt worden. Um den eingedrückten Kreis auf der Außenseite der wendischen Gefäßboden ist gewöhnlich ein streckenweise erhabener Wulstrand sichtbar, der keine Spur einer Abschleifung zeigt, die doch durch häufiges Hin- und Herziehen des Topfes bei gewöhnlichem Gebrauch hätte eintreten müssen. Ebenso sind die erhabenen Kreuzzeichen auf der Außenseite der deutschen Gefäßboden völlig unversehrt. Ich glaube deshalb, derartige Geschirr war nicht zu den üblichen Wirtschaftszwecken, sondern vorwiegend für den Kult bestimmt. Das christliche Radzeichen habe ich auch auf Scherben von Steinspangebieten, z. B. in der Udscher-Sörnzig, angetroffen. Das eigenartige Geschirr mit seinen auffälligen Verzierungen und z. T. Grundformen, das an der großen Feuerstelle im Poppitzer Reßling gebraucht worden war (ein Ausguß in Pferdekopfform, Scherben mit Heiligenköpfen, ein Bruchstück von einer Art Tonkelch, der Rest eines kelchartigen Glases), könnte ebenfalls recht wohl zu Kulthandlungen gedient haben, zumal es mit zerbrochenem Eisenzeug (Messer, Aexten usw.) zusammenlag, und ich halte es gar nicht für ausgeschlossen, daß an der betreffenden Feuerstelle noch in sehr später Zeit ein halb heidnisches,

*) E. Pfau, Geschichte der Töpferei in der Rochlitzer Gegend, 1905 S. 62 ff. —

**) Näbe, die Bodenstempel auf wendischen und frühdeutschen Gefäßen des 9.—14. nachchristlichen Jahrhunderts. Mannus, X, 1/2. —

halb christliches Opfer stattgefunden hat. Wenn man an einem derartigen Platz Pferdeknochen u. a. findet, so braucht man daraus noch gar nicht zu schließen, daß dort ein Pferd getötet und verzehrt wurde, denn wie die Geschichte der Bockhornschanze beweist, wurden Pferdeknochen noch im 19. Jahrhundert bei Kultzusammenkünften auf Höhen mit verwendet. Zu denken gibt auch der Name „Pferdekopf“ des einen spitzigen Quermalles auf dem Rötterner Vorschel. —

Die Sagen, welche sich an unsre Wallbauten anknüpfen, widersprechen der Annahme, daß diese Werke hauptsächlich dem Kult dienten, zum mindesten nicht, stützen sie eher, da sie fast ausschließlich mythischer Art sind, vom Teufel, von Kobolden, umgehenden oder verwunschenen Personen, Dichtern, vergrabenen Schätzen, spukenden Tieren handeln. Unter letzteren tritt zuweilen der Hund auf. Ein solches geisterhaftes Urding wird mitunter in der Literatur als „Totenhund“ bezeichnet. Da er in unserer Gegend gelegentlich entweder ganz feurig oder wenigstens mit glühenden Augen, feuriger Kette (z. B. in der Gepülzig-Schönfelder Höhle) spuken soll, so ist dieses Fabelwesen in christlicher Zeit wohl allmählich in Verbindung zu dem Teufel gebracht und zu einer Art Höllenhund gemacht worden. Als Opfertier läßt er sich m. B. bei unsern germanischen und slawischen Vorfahren im Lande nicht nachweisen. — Auffällig erscheint die Volksüberlieferung, wonach von dem Wall zu Höfchen ehemals ein Priester nach dem über der Bschopau gelegenen Dorf Falkenhain gepredigt haben soll; diese Sage scheint mir darauf zu deuten, daß eine Erinnerung an alte Kultverrichtungen auf der betreffenden Dertlichkeit fortlebte. Die Vorstellung eines unterirdischen Ganges, der hin und wieder unter einem Wallgelände vorhanden sein soll, entstand vielleicht dadurch, daß man ursprünglich in das Bodennere der betreffenden Dertlichkeit bergentrückte Geister versetzte; die Phantasie des Volkes mag dann diesen Gängen eine immer größere Länge beigemessen haben, so daß sie in weit entlegenen Gebieten ausgemündet haben sollen.

Derjenige dieser Gänge, dem die bedeutendste Ausdehnung zugeschrieben wird, soll unter dem Lastauer Teufelsberg beginnen und auf dem Collmberg auslaufen, der von Lastau ungefähr 4 Meilen entfernt ist; mit dem nur reichlich eine Meile von genanntem Dorf abliegenden und doch weithin sichtbaren Rochliger Berg wird m. B. der unterirdische Weg nicht in Zusammenhang gebracht. Sollte sich vielleicht in dieser merkwürdigen Sage eine Erinnerung an uraltes Gerichtswesen verbergen? In Collm tagte in früh-

deutscher Zeit, nachweislich bis um die Mitte des 13. Jahrhunderts, eine markgräfliches Landding, auf dem auch Herren von Rochlitz (1198), von Colditz (1198, 1200, 1205, 1220) usw. auftraten. Das obere über dem Lastauer Wall gelegenen Plateau, das an seinem Rand selbst keine Spur einer Befestigung aufweist und offen daliegt, wäre für Gerichtshandlungen wohl sehr geeignet gewesen.

Ueber die Gerichtsstätten in unserer Gegend zur Zeit der Wenden und der ältesten daran anschließenden deutschen Herrschaft wissen wir gar nichts. Da unsere Sorben ihr eigenes Recht besaßen, müssen sie zu Gerichtsverhandlungen zusammengetreten sein. Bis ins 14. Jahrhundert herein hatten über Wenden nur ihre Stammesgenossen zu urteilen, und wenn auch die Unterworfenen unter die Gerichte der Deutschen gehörten, mögen sie noch lange im Geheimen unter sich, ohne Vorsitz eines deutschen Herrn, Gericht gehalten haben. Eine Ueberlieferung der wendischen Gerichtsverfassung unsrer Gegend lebte zweifellos mit fort in dem uralten Rochlitzer Landgericht*), zu dem 16 „Saupen“: 2 Erbrichter (Rochwitz, Stöbnig) und 14 Schöppen (2 in Wickershain, 2 in Rochwitz, 3 in Gröblich, 4 in Stöbnig, 1 in Klein- und 2 in Großstädten) gehörten. Die Saupen waren bis zu einem bestimmten Grad Freibauern. Wahrscheinlich bestand das Landgericht ursprünglich aus einer wendischen und einer deutschen Dingbank mit je einem Erbrichter und 7 Schöppen; es tagte in Rochlitz. Die Saupen unter sich bildeten aber auch eine eigne Gemeinde, die unter einem gewählten Saupenrichter stand und gerichtliche Angelegenheiten, die sie selbst betrafen, in Rochwitz an ihrem Dingstuhl erledigten. Der Dorfstein, der dort noch vorhanden ist und ehemals am Richterhut stand, ist vermutlich der alte Saupenstein. Ob Rochwitz bereits vor den Tagen der deutschen Herrschaft im wendischen Gerichtswesen eine hervorragende Rolle gespielt hat, läßt sich natürlich nicht ausmachen. Hinsichtlich gewisser Eigenarten steht das Rochlitzer Landgericht wenigstens für Sachsen und Mitteldeutschland einzig da; auch sonst besaß Rochlitz eine besondere Bedeutung für mittelalterliches Gerichtswesen und überdies bestanden in der Umgebung soviel Bauernsteine**), die wahrscheinlich mit Bauerngericht zusammenhängen, wie sonst nirgends im Lande.

*) Vergl. E. Pfau, die Saupen vom alten Rochlitzer Landgericht, 1900. — Schulze a. a. O. sagt merkwürdigerweise von dieser ungemein wichtigen Saupenschaft kein Wort.

**) E. Pfau, über alte Dorfsteine in Westsachsen. Unsere Heimat, Zwickau, 1905, V, 1/2.

Da unsere Wallanlagen die Plätze für Zusammenkünfte waren, könnte man die Frage aufwerfen, ob sie ursprünglich auch zu gerichtlichen Handlungen gedient haben. Wäre letzteres der Fall, so müßten Ortsgrenzen im vordeutschen Gerichtswesen eine besondere Rolle gespielt haben. Es wäre demnach zu untersuchen, ob in unsrer Gegend Grenzen für die Betätigung der Gerichtsbarkeit von hervorragender Bedeutung waren. Leider kann ich hier auf diese Angelegenheit nicht ausführlich eingehen, da ihre Erörterung die Geschichte der Gerichts- und Richtstätten unsrer Gegend verlangen würde, und ich muß mich deshalb auf einige Hinweise beschränken.

Das Gerichtswesen hatte in ältester Zeit zweifellos die innigste Beziehung zum Kult, was schon aus der Geschichte des Eides hervorgeht, der vor Gericht von jeher eine so große Rolle gespielt hat und unter Anrufung der Gottheit abgelegt ward. Eine Hinrichtung wurde bei altheidnischen Völkern oft als ein Sühnopfer für die beleidigten und erzürnten Götter angesehen.

Thümmel in seiner Abhandlung über den germanischen Tempel weist nach, daß mit manchen dieser Tempel Dingstätten verbunden waren, daß bei ihnen offenbar auch Hinrichtungen stattfanden; letztere wären aber in der Spätzeit nicht als bloße Sühneopfer, sondern mehr als strafrechtliche Handlungen anzusehen.

Ganz besonders auffällig ist zunächst die Lage der Stätte, wo Rochlitz Verbrecher verbrannte: Die „Brandsäule“, eine Flur über der Brücke, seitlich der Spitze, wo jetzt noch die ehemalige Abdeckerei steht. Auf dieser Stelle ragte bis ins erste Drittel des 19. Jahrhunderts der Brandsäulenstamm. Die Flur „Brandsäule“ stößt an den Seeziger Burg(stall)acker, wo aller Wahrscheinlichkeit nach früher ein Wall gewesen ist. Brandsäule und Burgacker*) enthalten Steinspäne und Kernstücke, frühdeutsche Scherben, mitunter ergibt sich auch noch ein vereinzelter wendischer Gefäßtrümmer; in der Nähe des Burgackers habe ich sogar einige bronzezeitliche Geschirrstücke gefunden.

Die Hinrichtungen mit dem Strang fanden auf dem Galgenberg an der Gröblitzer Grenze statt.*) Der Galgenberg wird m. W. zum erstenmal 1478 in einem Gunstbrief

*) Nachträglich finde ich, daß auch Gröblitz ehemals eins seiner Felder „Burdacker“ nannte. Es gehörte mit der Lehnsware unter das Rittergut Neutaubenheim und wird in dessen Gerichtsbuch 1687 genannt. Wo dieser Acker lag, ist unbekannt. Neutaubenheim hatte auch auf dem Galgenberg Besitz. Es ist nicht ausgeschlossen, daß dieser Burgacker, ursprünglich wohl eine Wallanlage, neben der Fehmstätte lag.

Kurfürsts Ernst und Herzogs Albrecht genannt. Die Liegenschaft, worauf der Galgen stand, hieß früher stets, noch im Quatemberbuch von 1782, die Fehmstätte; sie ist ebenfalls ein Massenfundgebiet von Steinspänen, Kernstücken u. dgl. Brandsäule und Fehmstätte waren also wohl schon in vordeutscher Zeit Versammlungsplätze.

Eine Gerichtsstätte war im Mittelalter auch der jetzige Rochlizer Mühlplatz, doch wurde sie wahrscheinlich erst durch die Deutschen eingerichtet. Sie lag auf der Grenze Rats- und Amtsstadt, denn das Mühlgäßlein wird im Gerichtspachtbrief 1464 als Scheide hingestellt. Der Mühlplatz heißt im Quatemberbuch auch „Urthelsplatz“. Gerichtshandlungen fanden nachweislich noch im Dreißigjährigen Krieg dort statt. Ehemals stand auch der Pranger an dieser Stelle. Zweifellos diente sie in ältester Zeit ebenfalls zu Hinrichtungen: 1514 ließ Herzog Georg einen böhmischen Edelmann Johann Günther „vor dem Schloß“ enthaupten, offenbar auf dem Urthelsplatz. Bekteter war wohl anfangs gleichbedeutend mit dem Kirchhof, denn dieser zog sich dort vor der Kirche nach der Mühle und der Mulde zu hin. Wenn Heinrich von Colditz 1290 in Rochlig „in cimiterio“ (Gottesacker) eine Urkunde ausstellte, so geht daraus hervor, daß damals auf dieser Kultstätte zugleich gerichtliche schriftliche Abschlüsse gemacht wurden. Daß der Rat oder das Amt jemals den Rochlizer Markt zu Hinrichtungen benutzt hätte, läßt sich nicht nachweisen.

Als der Kirchhof zur Reformationszeit vor die Unterstadt verlegt ward und in der Nähe der Mühle immer mehr Häuser entstanden, verlegte man wohl die Stätte der Enthauptungen nach dem Gelände der Bleiche beim Schützenhaus. Bektere gehörte ursprünglich zum Amt, während die anstoßenden Scheunen und das Schleichhaus im Weichbild des Rats lagen. Die Richtstätte hier hieß „der Rabenstein“, welchen Ausdruck ich zum erstenmal in einer Niederschrift von 1752 finde. Eine Hinrichtung ging dort nachweislich schon 1629 vor sich. Die Vollstreckung blutiger Todesstrafen wurde ursprünglich wohl auch auf dem Galgenberg vorgenommen. Der Körper des letzten am Rochlizer Rabenstein Enthaupteten ward 1836 nach dem Galgenberg geschafft und hier aufs Rad geflochten.

Mit den Hinrichtungen steht schließlich offenbar noch eine Rochlizer Flurstelle in Beziehung, auf der ehemals Verbrecher beerdigt wurden. In einem Ratsaktenstück „die Verainung der Commungrundstücke 1787“ wird unter den Grenzgrundstücken der Stadt „das Delinquenten Be-

gräbnis" genannt, ein Bergstück hinter der Ziegelei, bei der Noßwiger Höhle, durch welche die städtische Grenze geht. Nach dem Kirchenbuch starb 1762 der Inquisit George Ludwig von Grünberg, der wegen Diebstahls saß; er ward „hinter der Ziegelscheune begraben“. Westlich an der „Noßwiger Höhle“ gehört noch ein schmales Streifchen Land zur Stadtflur; dieses diente augenscheinlich zur Beerdigung von Verbrechern. Vielleicht bestattete man dort schon im Mittelalter Leute, die auf dem Urthelsplatz hingerichtet worden waren. Auf dem Feld an der Höhle ward neuerdings ein angebrochenes grobes Porphyirkreuz zu Tage befördert, das keine Inschrift, keine eingehauene Figur aufweist und augenscheinlich dem Mittelalter angehört. Es dürfte das Denkmal auf einen dort begrabenen Verbrecher darstellen. An die Noßwiger Höhle knüpfen sich viele Flursagen (umgehendes Kalb usw.)

Wenn unsere Ortsgrenzen ehemals von einer so großen Bedeutung im Gerichtswesen waren, so wird man doch stark mit der Möglichkeit rechnen müssen, daß manche Wallanlagen in den Grenzgebieten ebenfalls zu gerichtlichen Handlungen gedient haben dürften. Deutsche Gerichtsbräuche knüpfen im Mittelalter vielleicht an frühere einschlägige Gepflogenheiten der slawischen Bevölkerung an.



4 26 11-21 1990

Datum der Entleihung bitte hier einstempein!

7. Aug. 1990

15. Feb. 1992

09. März 1994

20. Juni 1996

III/9/280 JG 162/6/86

SACHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK



2 0347213

Fl. Sax. Fl

R. 77. IV. 39.!

Hausbuchbinderei
Sächs. Landesbibliothek

24 Jan 1977
22 Nov 1983

Schlagwort - Kat.
Wollanbogen (Gau)

H. Lenc. Fl 1735 m.

